

Neue Reiseabentheuer

herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Zweytes Bändchen.

Posen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Kühn,
1802.

An die Leser.

Man hat das erste Bändchen dieser Reiseabentheuer mit einigem Beyfall aufgenommen, und dieses hat mich zu der Herausgabe eines zweyten bestimmt. Mögen dergleichen Sammlungen auch nur das Verdienst der guten Auswahl, und der gefälligen Darstellung haben, immer werden sie dem bessern Theile des Publicums willkommen seyn. Es sind Beyspiele von dem, was Menschen erfahren und überwinden können — Beyspiele von Menschenelend und Menschenstärke, aus

denen man Trost und Belehrung schöpfen kann. D. F.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Donald Campbell.

Donald Campbell mußte in Privatgeschäften eine Reise nach Ostindien machen, und hatte den großen Landweg gewählt. Er war bereits über Venedig und Latichea *) in Aleppo angekommen, und beschloß nunmehr mit einem türkischen Courrier weiter nach Bagdad zu gehen. Was ihm auf dieser Reise, und nachher in Ostindien begegnet ist mag der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

*) an der Syrischen Küste.

1.

Wir verließen Aleppo den sechsten Januar 1783, nachdem ich mich aufs sorgfältigste verkleidet und einen syrischen Bedienten, der zugleich den Dollmetscher zwischen uns machen sollte, für diese Reise angenommen hatte. Aus Vorsicht ward indessen beschlossen, daß mich der Tartar überall für seinen Sclaven angeben sollte; indem mein Leben, bey dem geringsten Verdachte meines wahren Standes, in Gefahr zu seyn schien.

So brachen wir denn an einem heitern Morgen alle wohl beritten und gut mit Lebensmitteln versehen, von Aleppo auf. Wir hatten kaum einige Stationen zurück-

gelegt, als ich den Tartar — das ist meinen Courier — trotz seiner abschreckenden Physiognomie von Herzen lieb gewann.

Es war in der That ein guter ehrlicher Kerl, der mir alles zu Gefallen that. Immer dienstfertig, unaufhörlich zu meiner Seite, ritt er schnell oder langsam, wie es mir nur gefällig war. Wollte ich anhalten, wollte ich absteigen, wollte ich liegen bleiben, wollte ich die Pferde früher oder später wechseln, er that alles mit der größten Gefälligkeit.

Freilich bildete er sich ein wenig zuviel auf seine Courierschaft ein, und nahm es bey andern Leuten gar gewaltig scharf damit. Wo wir nur anhielten, besonders

bey großen Karavanserais *) ließ er sogleich seine Stimme vernehmen: — „Im Namen des Sultans ihr Hunde! schafft Pferde und Lebensmittel herbey.“ — Dabey gieng es denn niemals ohne Peitschenhiebe ab, und alles mußte ihm zu Gebote stehn.

Sechs Tage und sechs Nächte mochten wir unsere Reise auf diese Art mit wenigen Ruhepunkten fortgesetzt haben, als wir endlich Diarbekir in einer reizenden Ebene an den Ufern des Tigris erreichten. Hier hielt es mein Tartar für nöthig, im

*) Öffentliche Wirthshäuser, wo man oft einige Hundert Reisende beysammen sehen kann.

Karavanserai eine Farce aufzuführen, an die ich noch jetzt nicht ohne Lächeln denken kann.

Ich weiß nicht, ob es Vorsicht oder Muthwille war; genug auf einmal fieng er an die Rolle eines gebieterischen Herrn zu spielen. Wir saßen beym Essen; er natürlich oben an und ich in ziemlicher Entfernung tief, tief unter ihm.

„Hier Sclave!“ — sagte er mit einer unnachahmlichen Mischung von Stolz, Verachtung und heimlicher Gutmüthigkeit — „Hier Sclave!“ — indem er mir einen Theil von seinem Pillau *) und gebratenen

*) Dickgekochter Reis mit Hühner- Rind- oder Hammelfleisch.

Vögeln hinreichte — „Hier Sclav! — Da hast du deine Mittagsmahlzeit!“ — Alle seine Minen, seine Gesten, seine Attitüden — alles paßte dazu; es war unmöglich einen bessern Comödianten zu sehn.

Indessen konnte ich mich kaum des Lachens enthalten und ich glaube, ich platzte endlich unwillkührlich heraus. Kaum ward er es gewahr, so fuhr er plötzlich von seinem Sitze auf, stemmte die Hände in die Seite, starrte mich drohend an, zog die Augenbraunen bis an den Turban in die Höhe, bewegte seinen Schnurrbart heftig hin und her, und befahl mir endlich zornig hinaus zu gehen.

Ich gehorchte, und augenblicklich kam er mir nach. — „Die Pferde! die Pferde!“ — rief er einmal über das andere, und schien vor Wuth völlig außer sich zu seyn. Unter tausend Flüchen befahl er mir nunmehr aufzusteigen, drohte mir den Bauch aufzuschlitzen, und schwang mir seine Peitsche immer über dem Kopfe herum.

Endlich kamen wir ins Freye, lächelnd nahm er seinen vorigen Ton wieder an, und empfahl mir die strengste Behutsamkeit.

2.

Er hatte Recht, und so folgte ich ihm mit der größten Bereitwilligkeit. Bald

sprengten wir nun im Gallopp durch die Städte, bald hielten wir wieder ruhig in den Karavanserais an; bald würdigte er mich kaum eines Blickes, bald ließ er mich wieder an seiner Seite sitzen — Kurz er spielte seine Rolle mit einer Feinheit, mit einer Klugheit, mit einer Geistesgegenwart, worüber ich oft in Erstaunen gerieth.

So kamen wir zum Beyspiel einige Tage nachher wieder einmal Abends in einem großen Karavanserai an. Mein Tartar behandelte die Leute mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit, und setzte sich endlich brummend zum Essen hin. Kaum hatte er aber den herrlichen Pillau gekostet als er ihn verächt-

lich von sich schob — „Hier Jimel“ *) — sagte er — „Nimm den Quark und stopf dir deine grobe Kehle damit voll. — Es ist doch nur für einen Franken gut!“ — Man kann denken wie demüthig ich die Schüssel annahm, und wie willkommen mir diesmal sein angeblicher Ekel war.

Jetzt kam es an das Fußwaschen — „Wohlan ihr Sclaven!“ — sagte er mit gebieterischem Tone, indem er sich auf seinem Kissen wiegte — der Beste von euch Hunden soll mir die Füße waschen! — Es

*) So nannte er mich, um meinen Namen Campbell, den er Cameel verstanden hatte, zu übersetzen.

ist eine Ehre für euch, dem Boten des Sultans der Welt, und des Sohnes des Propheten diesen Dienst zu thun!" —

Der arme Kerl, der sich jetzt dazu anschickte, antwortete ihm mit der äußersten Unterwürfigkeit — „Gesegnet sey mein Herr der Sultan, und Preis sey Gott unserm Herrn und seinem Propheten Mahomed!"

„Ja! ja!" — fuhr mein gebieterischer Tartar fort — „Ja! ja! segne Gott und Mahomed und bete für seinen Diener den Sultan und alle die wie ich an seiner Stelle sind, daß sie euch elenden Sclaven nur das Leben lassen!" —

„Hier! Du sollst selbst die Füße dieses Franken waschen! — Komm Jsmel! —

indem er sich mit einer Art von Herablassung nach mir umdrehte — Halte die Füße hin — Hörst du? Halte die Füße hin! — Ich befehle es dir!" —

Der arme Mensch gehorchte, aber man sahe wohl, daß ihm diese Kränkung äußerst nahe gieng. Plötzlich erhob sich der Tartar von seinem Kissen, schritt gravitätisch durch das Zimmer, nahm seine Pfeife aus dem Munde, bewegte sie langsam hin und her, und sagte halb außer sich vor Stolz und Selbstzufriedenheit:

„Das heißt einen großen Mann zum Beschützer haben! — Neigt euch vor ihm und wascht ihm die Füße!" — In meinem Leben werde ich so eine groteskkomi-

sche Szene nicht wieder zu sehen bekommen.

Es war zu viel für mich, ich brach in ein lautes Gelächter aus. — Aber hilf heiliger Gott! — Mit welchen wüthenden Blicken starrte mich mein mächtiger Beschützer an! Es war als ob er mich durchbohren, als ob er mich den Augenblick verschlingen wollte. Zorn, Schaam, Erniedrigung — tausend Empfindungen mahlten sich auf seinem Gesichte ab. Plötzlich befahl er die Pferde vorzuführen, wir saßen auf und waren in wenig Minuten im freyen Felde.

Vier Stunden mochten wir ohne ein Wort zu sprechen, im stärksten Galloppe

fortgeritten seyn, als er endlich anhielt, und mitten unter freyem Himmel zu bleiben beschloß. Ich merkte, daß er mich für meine Unvorsichtigkeit bestrafen wollte, und äußerte gegen den Dollmetscher, daß mir das gar nicht zuwider sey.

Kaum hatte es der Tartar gehört, als er mit verbissenem Ärger sagte: — „O ja für alle Thiere, und also auch für die Franken mag es schon gut seyn! — Ich für mein Theil wäre ohne das verdammte Lachen lieber auf meinem Kissen geblieben!"

Ich antwortete nichts, und so schliefen wir ein, bis er uns endlich nach einigen Stunden wieder weckte, aufzusitzen befahl, und nun folgendermaßen anhub:

Wahrlich, Gott hat das Lachen zum Spott und zur Schande der Menschheit gemacht und es den Franken und Affen verliehen! Der eine hat sein Haha! der andere sein Hihi! Beide sind boshaft und tückisch und taugen zu nichts als alle Welt toll zu machen!"

Hier hielt er einige Minuten inne, als wenn er eine Antwort erwartete. Da diese aber nicht erfolgte, fuhr er in demselben Tone fort.

„Nicht daß sie bey allem ihren Lachen Verstand genug hätten, sich selbst im Zaum zu halten — Gott bewahre! — Ein halbes Dutzend Affen werden hihihi schreyen, und einen ganzen Fruchtgarten aus-

leeren, und ein Franke wird hahaha sagen, und Pillaus und Hühner wie ein hungriger Wolf fressen, und Wein wie ein durstiges Kameel dazu saufen!" —

Eine neue Pause, die aber eben so wenig unterbrochen ward. — „Aber — fuhr er in seiner Predigt fort. — „Mit allem ihren hihihi und hahaha kommen sie doch häufig sehr übel an. Der Affe wird an eine Kette, und der Franke ins Gefängniß gebracht. Der Affe wird tod geschlagen, und der Franke aufgehängt — Dann gehts aus einem andern Tone — Dann heißts Oh! Oh! Oh!" — Er machte das so äußerst komisch nach, daß mir abermals ein kleines Lächeln entfuhr.

Jim̃el! — Jim̃el! — setzte er jetzt hastig hinzu — Ich merke du kannst dich nicht halten — Aber bey dem Propheten — Nimm dich in Acht! Oder das Ding geht schief — Ich sage dirs, nimm dich in Acht, oder es ist um dein Leben geschehen — Denke einmal, wenn ich nun nach Aleppo käme, und sagte das? — Was sollte ich sagen, wenn du gehangen wärst! — Mit hahaha wäre es wahrlich nicht ausgemacht. — Niemand würde es mir glauben, und mein Charakter wäre auf immer befleckt!"

Ich gab ihm Recht, und versprach für die Zukunft behutsamer zu seyn. — „Es ist zu deinem eigenen Vortheil!" — sagte

er freundlich, und wir setzten unsere Reise in der besten Laune fort.

3.

So kamen wir endlich nach einem Ritte von dreyhundert und funfzig Meilen, am achtzehnten Tage unserer Reise glücklich in dem berühmten Bagdad an. Nachdem ich hier eine Woche ausgeruhet, und meinen ehrlichen Tartar Haßan Artaz richtig bezahlt hatte, schiffte ich mich auf dem Tigris ein, um nach Bassora zu gehen.

Meine Flußreise war ohne Merkwürdigkeiten, selbst die Ufer boten dem Auge wenig Abwechselung dar. Ich kam in Bassora an, ruhte einige Tage bey un-

serm Residenten aus, und begab mich dann an Bord eines Paketbootes, das nach Maskate bestimmt war. Ich hatte geradenweges nach Bombay zu kommen geglaubt; eines Leckes wegen mußten wir aber in Abuschär einlaufen.

Hier erfuhr ich, daß es im Meerbusen von französischen Capern wimmelte, und hielt es demnach fürs beste mit einer englischen Fregatte abzugehen. Sie war nach Madras bestimmt, lief aber zuerst in Goa ein. Da sich ihre Abreise verzögerte, begab ich mich an Bord eines portugiesischen Schiffes, das gerade nach Madras segelfertig lag.

Es war den achtzehnten May 1783,

als wir mit einem schwachen Winde aus dem Hafen von Goa segelten. Das Schiff gieng äußerst tief, der Himmel war mit Wolken bedeckt, und dann und wann fielen einzelne Regenschauer herab.

Am neunzehnten Mittags fieng der Wind an aufzufrischen bis er endlich gegen Abend zum völligen Sturme ward. Wir bekamen einen heftigen Platzregen mit Blitz und Donner vermischt, und alles zeigte den Eintritt der neuen Moußons an. *)

*) Die in diesen Meeren immer sechs Monate lang perennirenden S. W. oder N. O. Winde. Sie wechseln immer mit den heftigsten Stürmen um.

Den zwanzigsten nahm unsere Gefahr mit jedem Augenblicke zu. Die Wellen schlugen unaufhörlich über das Schiff hinweg, die Segel wurden einer nach dem andern fortgeführt, der Stangen und Raen brachen immer mehrere entzwey. Wir wurden von dem Sturme gegen die Küste getrieben, und konnten dem Schiffbruche nur durch ein Wunder entgehen.

Am ein und zwanzigsten Morgens um sieben Uhr schien endlich die Gefahr aufs höchste gestiegen zu seyn. Das Schiff hatte sich auf die Seite gelegt, und die Wellen schlugen unaufhörlich über das Verdeck hinweg. Alles stürzte über einander, alles überließ sich der schrecklichsten Ver-

zweiflung; überall hörte man nichts als Jammer und Angstgeschrey.

Indessen ward beschlossen einen Theil der Ladung über Bord zu werfen, um wenigstens zu unserer Rettung alles mögliche zu thun. Allein schon um zehn Uhr war der Sturm zu einem völligen Orkane geworden, und wir trieben immer stärker nach der Küste zu. Ich finde keine Worte diesen Zustand zu beschreiben — wir starben einen tausendfältigen Tod.

Um Mittag fieng der Himmel an ein wenig heiterer zu werden, der Sturm ließ etwas nach, und unser Schiff schien sich allmählich wieder aufzurichten. Aber ehe wir's uns versahen, schlug eine schreckliche

Welle über das Vordertheil, riß die Winde, die Boote, und mehrere Matrosen mit sich hinweg, drang in den Raum, und setzte das ganze Schiff unter Wasser.

Ich hatte mich unterdessen mit einem andern Passagiere Mr. Hall auf das Hintertheil gerettet. Hier hielten wir uns etwa eine halbe Stunde angeklammert, bis das Schiff mit dem Vordertheile immer tiefer sank, und unsere Stelle zu abschüßig ward.

Von allen Seiten mit dem Tode umgeben schien uns nun ein kühner Sprung in die Wellen noch der letzte Versuch zu unserer Rettung zu seyn. Da ich schwimmen konnte, beschloß ich es demnach zuerst

zu wagen und winkte Mr. Hall ein herzliches Lebewohl zu.

Aber kaum hatte ich mich in die Brandung geworfen als mir das Bret, woran ich mich fest zu halten suchte, weggerissen ward. Schon glaubte ich unterzusinken, plötzlich fiel mir ein neues Mittel zu meiner Rettung ein.

Ich hatte nemlich einmal in Schottland erzählen gehört, daß wer sich in dergleichen Fällen nur auf dem Rücken zu halten wüßte, sicher mit forttreiben könnte. Ich versuchte es, und es traf über meine Erwartung zu.

Ehe ich michs versahe, fühlte ich mich gegen das Land getrieben, und bald langte

ich wohlbehalten an dem sandigen Ufer an. Außer mir vor Freude that ich ein oder zwey Sprünge, um etwas höher zu kommen, bis ich vor äußerster Erschöpfung in Ohnmacht sank.

4.

Mehrere Stunden mochte ich so gelegen haben, als ich ein dumpfes Geräusch vernahm. Ich erwache, ich schlage die Augen auf, und sehe mich von einem Haufen Seapoys umringt. Es waren Soldaten von Hyder Aly, auf dessen Gebiete ich mich befand. Neben mir lagen noch acht von unsern Laskars, die sich ebenfalls durch Schwimmen gerettet hatten, so wie

eine Menge Kisten, die an den Strand geworfen worden waren.

Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, als uns der Anführer aufzubrechen befahl, um bis zu einem Dorfe zu marschiren, das einige Meilen von der Küste lag.

Hier wurden wir für die Nacht in einen engen viereckigten Hofraum eingeschlossen, ohne daß man uns das mindeste zu unserer Bedeckung gab.

Wir litten unbeschreiblich, und wurden überdem von dem brennendesten Durste gequält. Allein so flehentlich wir auch um diese einzige Erquickung baten, so trieben dennoch diese Barbaren nur ihren Spott mit uns.

So war die Nacht vergangen, als uns der Anführer gegen vier Uhr Morgens, ein wenig kalten Reiß und einige Tropfen faules Wasser geben ließ. Zu gleicher Zeit ward ich von den Laskars getrennt, und in eine verfallne Toddyhütte *) gebracht. Eben war ich im Begriff einzuschlummern, plötzlich stand Mr. Hall vor mir.

Ich hatte ihn für tod gehalten, man kann denken, mit welcher Freude ich ihm entgegensprang. Er war an einer andern Stelle aufgefischt worden, und hatte die Nacht am Strande zugebracht.

*) Wo ehedem Toddy, d. i. Cocosbrandwein verkauft worden war.

Weinend lagen wir uns in den Armen, weinend drückten wir uns einander an die Brust. — Ach wir fühlten, daß uns das Unglück aufs innigste verband, und wir wünschten uns Glück bey einander zu seyn.

So waren zwey Tage vergangen, als man uns nach Hydernagor zu senden beschloß. Wir mußten die ganze schreckliche Reise zu Fuße machen, und unsere Leiden nahmen mit jedem Schritte zu. Ohne Bedeckung, ohne Erquickung, ohne hinreichenden Unterhalt, allen Beleidigungen eines erbitterten Volkes, und allen Launen unserer barbarischen Führer ausge-

setzt, kamen wir endlich als halbe Skelette in der Hauptstadt von Bidanore an.

Wir wurden vor den Gouverneur geführt. — „Wer seyd ihr? — hub er seine Untersuchung an — Zu welchem Volke gehört ihr? Auf welche Art seyd ihr in unser Gebiet gekommen?“ — Ich antwortete für uns beide, und er schien damit zufrieden zu seyn.

Jetzt begann er einen weitläufigen Sermon über die Macht und Unüberwindlichkeit seines großen Souverains Hyder Aly. Wie er die Engländer aus Ostindien vertreiben, und das ganze Land unter seine Herrschaft bringen wollte, wie ohnmächtig der Widerstand unserer Landsleute, und

wie gewiß der Ruin unserer Besitzungen seyn würde u. s. w.

Ich weiß nicht, ob ihm unser vorsichtiges Stillschweigen einiges Zutrauen einflößte, genug er hieß uns eine Matte mit einem Kissen geben, und fieng ein weitläufiges Gespräch über die Stärke unserer Truppen, die Anzahl unserer Schiffe u. s. w. an.

Man kann denken was wir ihm antworteten, indessen gefiel ihm unsere anscheinende Aufrichtigkeit außerordentlich. Er verließ uns mit vielen Complimenten, befahl uns in ein besseres Gefängniß zu bringen, und schickte uns sogar des Abends sechs Gerichte aus seiner Küche

zu. Von nun an wurden uns überdem täglich acht Pence zu unserem Unterhalt ausgesetzt, so daß unsere Lage würklich erträglich war.

Noch nicht genug, der Gouverneur behandelte mich noch ganz besonders mit großer Auszeichnung. Er hatte nemlich von den übrigen Gefangenen meinen wahren Stand *) erfahren, und daher Gott weiß welchen politischen Plan auf meine Verhältnisse gebaut.

Eini-

*) Des Verfassers Vater war eines der wichtigsten Mitglieder der Regierung von Calcutta.

Einige Tage darauf ließ er mich also wieder zu sich holen, behandelte mich mit vieler Artigkeit, machte mir ein Geschenk mit Wäsche, Kleidern, Thee u. s. w. fügte noch dreyßig Rupien hinzu, und ließ zuletzt ein paar Worte von einem Vorschlage fallen, der eben so empörend als verrätherisch war. Natürlich wies ich ihn mit Verachtung ab, und setzte ihn dadurch in große Verwunderung. — „Nimm dir Bedenkzeit!“ — sagte er — „denn wahrlich der Antrag ist beneidenswerth!“ — Ich verbeugte mich und eilte zu meinem Unglücksgefährten zurück.

5.

Aber wie hätte ich je mein Vaterland

verrathen, wie hätte ich meine eigene Ehre so ganz vergessen können? Alle Vorschläge, alle Versprechungen des Gouverneurs mußten daher vergebens seyn. Im Gegentheil beschloß ich von diesem Augenblicke nur auf Mittel zu meiner Befreyung zu denken.

Ich weiß nicht ob dieses entdeckt worden war, oder ob mein Widerstand den Gouverneur erbittert haben mochte — genug ehe wir's uns versahen, wurden uns beiden Fesseln angelegt. Mein armer Gefährte hatte die Ruhr, man kettete ihn mit mir zusammen, und vermehrte unsere Leiden mit der ausgesuchtesten Grausamkeit.

Man gab uns lauter verdorbene Nahrungsmittel, man verringerte unsere Wasserportionen und ließ uns selbst des Nachts nur von halben zu halben Stunden ruhen.

Schreckliche tyrannische Behandlung! Noch denke ich nicht ohne Schaudern daran zurück. Kaum hatte sie acht Tage gedauert, als mein armer Freund unter seinen Leiden erlag.

Es war Nacht — er ergriff meine Hand und legte sie an sein Herz. — „O meine Ältern!" — rief er mit gebrochener Stimme — „O meine Ältern! — Was werden sie sagen?" — Ich weinte und sprach ihm ein paar trostvolle Worte zu.

„Ach! Es ist vorbey!“ — fuhr er fort, und seine Finger schlossen sich krampfhaft um die meinigen — „Es ist vorbey!“ — rief er mit seinem letzten Athemzuge — „Leb wohl theuerster Campbell!“ — Was ich empfand? — theilnehmende Leser, ihr werdet es errathen können, ich habe keine Worte dafür!

Vier Tage vergiengen ehe der halbverfaulte Leichnam von meiner Seite genommen ward. Meine Freundschaft war nicht vermögend, das thierische Gefühl des Ekels zu überwinden, und ich litt unbeschreiblich dabey. Meine Gesundheit schien täglich abzunehmen, und ich überließ mich der düstersten Verzweiflung.

Noch einen Monat hatte ich in dieser schrecklichen Lage zugebracht, als ich eines Morgens in der Festung eine ganz ungewöhnliche Bewegung gewahr wurde. Alle Truppen schienen sich marschfertig zu machen, und überall hörte man Jubel und Freudengeschrey. Plötzlich trat ein Offizier in mein Gefängniß, ließ mir die Fesseln abnehmen und befahl mir mit ihm zu gehen.

Wir eilen fort, wir kommen zur Citadelle hinaus, plötzlich werde ich von vier Männern gefaßt, und in einen Palankin gelegt. Ich erschrecke, ich frage nach der Ursache, vergebens! ohne mir zu antwor-

ten, eilen sie mit dem Palankin durch die verödeten Felder fort.

Zitternd sahe ich dem Augenblicke meines Todes entgegen — auf einmal stürzt ein Indischer Offizier mit gezücktem Säbel auf uns zu — „Halt!“ — rief er meine Begleiter an — „Wo führt ihr diesen Gefangenen hin?“ — Sie nannten einen Ort, der mir völlig unbekannt war — „Keinen Schritt!“ — fuhr er weiter fort — Der Gefangene ist in meiner Gewalt!“ — Sie machten anfangs Schwierigkeiten, wurden aber bald gezwungen die Flucht zu ergreifen.

Jetzt nahm mich der Offizier bey der Hand, und gab sich mir als einen unse-

rer geheimen Freunde zu erkennen! — O Gott! wie groß war meine Freude, als ich die Annäherung unserer siegreichen Armee vernahm! General Matthews hatte nemlich die Ghautgebirge überstiegen und bedrohte Hydernagor mit einem Überfall.

Eben wollten wir nun den Weg nach seinem Lager einschlagen, als wir plötzlich einen Haufen Soldaten von Hydernagor hinter uns sahen. Mein Befreyer schwang sich auf sein Pferd, zeigte mir einen Fußsteig nach dem Walde, und versprach im kurzen wieder bey mir zu seyn.

6.

„Was sollte ich thun?“ — Ich war

zu schwach, um den Soldaten entfliehen zu können, ich hielt es demnach fürs beste, geduldig mit ihnen zurückzugehen. — Aber ich hatte einen Plan gemacht — Ich hatte einen Entschluß gefaßt — — „Zum Gouverneur!“ — schrie ich ihnen zu — — „Führet mich zum Gouverneur! — Ich habe ihm ein Geheimniß zu entdecken!“

Ich wurde zu ihm geführt, er sah mich einige Minuten mit einem finstern schwermüthigen Blicke an. — „Wohlan mein Herr!“ — — nahm er endlich das Wort — „Sie haben vermuthlich gehört, daß ihre Truppen in der Nähe sind?“ — „Sie wissen, wie ich Sie behandeln könnte

— Aber ich will menschlicher seyn als Ihre Landsleute. — Gehen Sie! — Eilen Sie in Ihr Lager! — Sagen Sie ihnen, wie Sie Hyad Sahit behandelt hat!“ — Er wandte sein Gesicht von mir ab, und winkte mir fortzugehn.

Jetzt hielt ich es nun für Zeit, mit meinem Plan hervorzutreten. Ich machte ihn demnach auf die Vortheile einer Unterhandlung, und auf die Möglichkeit einer Capitulation aufmerksam; ich stellte ihm vor, wie viel er von dem argwöhnischen Tippo Saheb, der eben seinem Vater in der Regierung gefolgt war, zu fürchten hätte; wie sehr hingegen die Engländer seine Freundschaft zu schätzen wissen wür-

den — mit einem Worte, ich wußte ihm meinen Vorschlag so annehmlich zu machen, daß er mir unumschränkte Vollmacht gab, mit dem General Matthews wegen der Übergabe von Hydernagor zu unterhandeln.

Zu diesem Ende machte ich mich denn noch diesen Abend mit einem Begleiter auf den Weg und kam nach einigen Stunden ohne weitere Abentheuer glücklich in dem englischen Lager an.

General Matthews war ein alter Freund meines Vaters gewesen, er erkannte mich daher troß meiner Jammergestalt ohne Schwierigkeit. Mit sichtbarer Rührung hörte er meine Geschichte an, bis ich ihm

den Vorschlag wegen der Capitulation mittheilte, und von meiner unbegränzten Vollmacht sprach. Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, so setzte er schon die Punkte auf, und kaum war es drey Uhr Morgens, als ich schon wieder nach der Festung unter Weges war.

Ich komme an, der Gouverneur ist anfangs etwas unschlüssig, aber endlich ergiebt er sich. Die Armee rückt vor, die Punkte werden unterzeichnet, die Thore besetzt und Hydernagor kam ohne einen Schwerdstreich in die Hände der ostindischen Compagnie.

Zwey Tage darauf beschloß der General Depeschen nach Madras abzuschicken,

und wählte wider alle meine Erwartung mich dazu. Wie ich diesen Weg von beinahe zweyhundert teutschen Meilen größtentheils zu Lande zurückgelegt habe, und endlich wieder nach England gekommen bin, kann den Lesern um so gleichgültiger seyn, da mir weiter keine besondern Abentheuer auf dieser Reise zugestoßen sind.

II.

Die unglücklichen Nanteser.

Während der Schreckensregierung in Frankreich pflegten die Ausschüsse in den Provinzen ihre Gefangenen häufig nach Paris zu schicken, um sie dem dortigen revolutionairen Haupt-Tribunale zu übergeben. Dieses geschah auch unter andern, im Jahre 1793, mit hundert und zwey und dreyßig Nantesern, die man unter Bedeckung eines Detaschements mitten im Winter transportiren ließ. Ein Aus-

zug aus der Geschichte ihrer Leiden, wird vielleicht in dieser Sammlung nicht am unrechten Orte stehn.

....

1.

Es war den 27. November 1793 als wir des Morgens um acht Uhr unsere unglückliche Reise antreten sollten.

Man hatte uns die drey letzten Tage nicht die mindeste Communication mit unsern Verwandten erlaubt, wir waren daher, nur wenige ausgenommen, weder mit Kleidern noch Wäsche versehen. Hätten uns nicht die übrigen zurückbleibenden Gefan-

ge-

genen unsere Decken noch aus den Fenstern zugeworfen, wir würden auf diesem beschwerlichen Marsche gewiß erfroren seyn.

Es war indessen schon Mittag geworden, ehe wir nach einer Menge Formalitäten, Visitationen u. s. w. würklich aufbrechen konnten. Keiner von uns durfte seine Gattin, seine Kinder, seine Geliebte wieder sehen, keiner durfte sie zum letztenmale umarmen, um dem Tode gefaßter entgegen zu gehen.

Schweigend, mit zerrissenen Herzen, mit Thränen in den Augen sahen wir einer den andern an, und schleppten uns mühsam auf dem schrecklichsten Wege fort.

So marschirten wir den ganzen Nachmittag, endlich kamen wir Abends um neun Uhr in der größten Finsterniß zu Oudon an. Wir hatten den ganzen Tag nur ein wenig Commisbrod gehabt, und erhielten jetzt nichts als etwas sauern Wein dazu. Übrigens wurden wir in der Kirche einquartirt, und mußten die kalte Nacht auf verfaultem Stroh zubringen.

Den andern Morgen um fünf Uhr wurde Appel geschlagen, und um sieben Uhr nach Ancenis abmarschirt. Die Wege waren abscheulich, und wir sanken oft bis an die Knie hinein. In der Dämmerung langten wir endlich zu Varedes an,

und wurden abermals in die Kirche ein- quartirt. Abendessen und Nachtlager wa- ren so schlecht als den vorigen Tag.

Den 29sten brachen wir in aller Frü- he auf, um bis nach Angers zu gehen. Die Kälte war so groß, daß wir nach eini- gen Stunden mitten auf der Landstraße ein großes Feuer anzünden mußten. Eini- ge von unsern Gefährten wurden zuletzt auf Karren geladen, die meisten schleppten sich aber nur mit Mühe hinter drein.

So kamen wir Abends um zehn Uhr endlich in Angers an, und wurden in das Seminarium einquartirt. Wir hatten ge-

hofft hier wie gewöhnlich einige Lebensmittel zu erhalten, bekamen aber nicht einmal Commisbrod ausgetheilt. Blos der Kerkermeister durfte uns etwas Wein und Suppe verkaufen, was aber beydes nicht genießbar war.

Die Nacht vergieng äußerst traurig, wir schliefen auf nassem Heu, und wurden unaufhörlich von Ungeziefer gequält. Den folgenden Morgen baten wir um Erlaubniß, uns Essen von einem Speisewirth holen zu lassen, und erhielten sie ohne Schwierigkeit.

Der Bote geht hin, das Essen wird gebracht, wir lagern uns um die Schüsseln herum, wir fangen eben zu essen an

— plötzlich stürmt ein Haufen von ohngefähr zweyhundert Mann in den Hof hinein.

„Fort! fort! — Ihr müßt aufbrechen!“ — schrieen uns zwanzig drohende Stimmen zu — Kaum haben wir Zeit einige Bissen hinunter zu schlucken und den Rest einzupacken, als die Thür aufspringt, und ein Haufen Gensdarmes mit Stricken versehen, sich uns entgegenstellt.

„Hierher — hierher!“ — rufen sie uns zu — „Diese Stricke sind für euch bestimmt! — Wozu? Warum? — Will man uns ersäufen?“ — Alle unsre Fragen blieben unbeantwortet, wir mußten

uns binden lassen, und wurden in das ehemalige königliche Gefängniß geführt.

Wir kamen an, es war um fünf Uhr Abends, in der völligen Dämmerung. Man stellt uns in zwey Reihen, man überzählt uns, man visitirt unsere Taschen, und läßt uns über eine Stunde in der schrecklichsten Ungewißheit. Endlich öffnet man die Pforte einer Capelle, preßt uns hinein, wirft uns einige Bund Stroh zu, und überläßt uns unserer Verzweiflung.

Schreckliche Nacht. Der Raum war so eng, daß wir vor Hitze zu ersticken dachten. Und dennoch mußten wir hier

mehrere Tage beysammen bleiben, bis man endlich eine Anzahl von unsern Gefährten in andere Gefängnisse zu vertheilen für gut befand.

Aber wie wir hier alles Schreckliche und Scheusliche des Lebens erfahren mußten — Kein Wort davon. Es giebt Leiden, die man nicht erzählen, Dinge, die man nicht einmal aussprechen darf. Neunzehn entsetzliche Tage brachten wir in dieser Höle des Jammers zu — ach es dünkten uns neunzehn Jahre zu seyn.

Schon waren mehrere von uns unter den schrecklichsten Convulsionen gestorben, und die meisten über und über mit Geschwüren bedeckt. — Endlich am zwanzig-

sten Tage Abends tritt ein Municipalitäts-beamter herein. — Wir glauben unser Todesurtheil zu hören — er kündigt uns unsere morgende Abreise an.

Es war Morgens um fünf Uhr; wir wurden aus unsern Kerkern geholt, und zum Theil auf elende Karren gepackt — „Man führt uns zum Tode!" — flüsterten wir einer dem andern zu, und zogen so langsam unsere Straße fort.

Schon näherten wir uns der Stelle wo man eine Menge andere Gefangene erschossen hatte, schon glaubten wir jede Minute das Commando des Offiziers zu hö-

ren — aber alles blieb ruhig, und wir schlugen die Straße nach St. Mathurin ein.

2.

Es war Abends um fünf Uhr, als wir nach einem äußerst beschwerlichen Marsche in diesem Flecken ankamen. Man führte uns in die Kirche, man ließ uns ein reichliches Abendessen kosten — plötzlich tritt der Commendant des Ortes herein — „Bürg.r! Man erwartet funfzehnhundert Soldaten — Ihr werdet die Kirche räumen müssen!“

Kaum hatte er ausgesprochen, als man schon am obern Ende des Fleckens die

Trommel rühren hörte. Eilends brachen wir auf, und setzten unsere Reise noch drey Stunden bis Rosiers fort. Hier brachten wir die Nacht etwas leidlicher zu, als wir vermuthet hatten; denn wir wurden zum Theil in Bürgerhäuser einquartirt.

Den folgenden Mittag kamen wir zu Saunür an. Alles war unter den Waffen, alles glaubte Rebellen in uns zu sehn. Die wüthenden Volontairs würden uns in Stücken gehauen haben, hätte uns nicht zum Glück ihr General für Nantesische Bürger erkannt. Dennoch mußten wir noch lange den Beschimpfungen des Pöbels ausgesetzt bleiben, bis man uns end-

lich in das große Gefängniß zu bringen befahl.

Auf verfaultem Stroh und zwischen halbverwesten Leichnamen hatten wir nun diese und noch zwölf andere Nächte voll Jammer und Elend zugebracht, als wir endlich den 6ten Januar 1794 gegen vier Uhr Abends in Paris anlangten.

Wir wurden auch hier durch einen sehr unglücklichen Irrthum für Rebellen aus der Vendee angesehen, und in die Conciergerie gebracht. Aber bald hatte die Wahrheit zu unserm Vortheil entschieden, und wir wurden mit tausend Beweisen der thätigsten Menschenliebe überhäuft.

Sechs und dreyßig von unsern Gefährten waren bereits gestorben, und wir übrigen litten an den schmerzhaftesten Krankheiten, als der fünfte Thermidor uns und Frankreich die Freyheit wieder gab. Wir kehrten in unsere Heymath zurück, und werden wo möglich unsere Leiden zu vergessen suchen.

III.

M a c k a y.

Mackay befand sich als Lieutenant am Bord des Schiffes Juno, das von dem peguanischen Hafen Rangoun mit einer Ladung Thekaholz nach Madras bestimmt war. Nach einer kaum sechzehnstündigen Fahrt hatte sie das Unglück auf eine Sandbank zu gerathen, und einen Leck zu bekommen, der bey einem kurz darauf entstehenden Sturme äußerst gefährlich ward. Bald war das Wasser bis zu dem untersten Verdeck gestiegen, und der Untergang

des Schiffes schien unvermeidlich zu seyn. Dies zur Einleitung, von nun an mag der Lieutenant Mackay selbst erzählen.

....

1.

Es war den zwanzigsten Junius 1795 und wir befanden uns unter 17° 10′ N. B. und 9° W. L. vom Cap Negrais, als das Schiff Abends um acht Uhr plötzlich zu sinken anfieng. Instinktmäßig kletterte nun alles an dem Tauwerke hinan, um dem unvermeidlichen Tode wenigstens für einen Augenblick zu entgehen.

Da indessen die Ladung aus Holz bestand, und der Sandballast das Schiff aufrecht erhielt, konnte es nur bis an die

Vor-

Bords versinken, und unsere Errettung schien nicht unmöglich zu seyn.

Wir waren zusammen zwey und siebenzig Mann, worunter sich auch das schöne junge Weib unsers braven Capitains Mr. Bremner befand.

Ich hatte mich mit ihnen und dem Steuermann auf den Besaanmast gerettet, während die ganze übrige Mannschaft in den Wänten hieng. Der Sturm tobte entsetzlich, und die Wellen schlugen häufig über uns hinweg. Tausendmal glaubten wir mit dem Maste in das Meer zu stürzen, immer kam er indessen wieder ins Gleichgewicht.

So war die Nacht vergangen und ich

hatte jeden Augenblick auf eine Änderung unsers Schicksals gehofft. Plötzlich höre ich beym Anbruch des Tages einige Stimmen rufen: — „Ein Seegel! — Ein Seegel! — Nordwärts!“ Schon hielt ich alle unsere Leiden für geendigt — O Gott! es war die schrecklichste Täuschung, die ein menschliches Herz erfahren kann.

Drey Tage hatten wir auf diese traurige Weise in unserem Marße zugebracht, als der Sturm endlich nachzulassen anfieng, und die Sonne wieder zum Vorschein kam. Wir hätten uns Glück dazu wünschen müssen, hätten wir nur einige Provisionen, wenigstens etwas Wasser gehabt. Aber

so nahmen mit der steigenden Hitze auch unsere Leiden zu, und wir wurden auf das empfindlichste von Hunger und Durst gequält.

Am fünften Tage war das Meer völlig ruhig geworden, und es ward beschlossen alles nur mögliche zu unserer Rettung zu thun. In dieser Absicht fiengen wir an ein Floß zusammenzusetzen, das aber erst am andern Morgen vollends fertig ward.

Kaum war es jedoch ins Meer gelassen worden, als wir es für die ganze Mannschaft viel zu klein befanden. Ich überredete daher den Capitain, mit mir ans Schiff zurück zu kehren, während etwa

die Hälfte der Mannschaft mit dem Floße von dannen fuhr.

Allein wir groß war unser Erstaunen, als wir sie vier und zwanzig Stunden darauf, am andern Morgen wieder an der Backbordsseite erblickten. Sie hatten die halbe Nacht aufs Gerathewohl herum getrieben, und wurden von der Strömung endlich wieder zurückgeführt. Traurig verließen sie nun das Floß und kletterten wieder auf die Masten heran.

Nachmittags zeigten sich bey dem unglücklichen Capitain Bremner Spuren eines anfangenden Wahnsinnes. Er hielt dabey sein sanftes schönes Weib so fest umklammert, daß wir sie oft mit Gewalt von ihm

losreißen mußten. Der Mangel schien die nächste Ursache seiner Geistesverwirrung zu seyn, wenigstens hatte seine Phantasie fast immer nur auf Essen und Trinken Bezug.

Leider fühlte ich selbst, daß mein eigener Zustand immer bedenklicher ward. Mein Magen schien entzündet, mein Schlund völlig verschlossen zu seyn. In diesem schrecklichen Zustande wollte ich mich wenigstens vor meinem Tode, noch mit einem Trunke laben, und nahm daher an zwey Kannen Seewasser fast in einem Zuge zu mir.

Schon sah ich meinem letzten Augenblick entgegen, als ich mich zum meiner gro=

ßen Verwunderung um vieles besser befand. Die innere Hitze war vermindert, und ich fühlte mich nach einem erquickenden Schlafe außerordentlich gestärkt. Freylich hatte ich eine heftige Diarrhee bekommen, die mir aber in Vergleichung mit meinen vorigen Schmerzen völlig gleichgültig war.

Am achten Tage gieng der Steuermann mit noch einigen von der Mannschaft noch einmal auf das Floß. Sie waren uns kaum einige Stunden aus dem Gesichte, als sich ein Wirbelwind erhob, der ihnen wahrscheinlich verderblich geworden ist. Indessen folgte ein heftiger Regenguß darauf, wobey wir uns auf einmal mit frischem Wasser versahen.

Ach mit welcher Begierde, mit welchem Entzücken saugten wir nun jeden Tropfen aus unsern Kleidern heraus! Wir waren von neuem gestärkt, von neuem belebt, und vergaßen auf einige Augenblicke alles Elend um uns her. Von nun an bekamen wir fast alle vier und zwanzig Stunden, einen solchen wohlthätigen Regenguß.

Troß dieser kleinen Erquickung indessen nahm die Anzahl unserer Kranken mit jedem Tage zu. Auch Capitain Bremner ward immer matter und melancholischer, bis er endlich in der Nacht zum ersten Julius seiner Gattin in den Armen ver-

schied. Wenig Stunden darauf folgten ihm noch mehrere von unsern Leuten nach, so daß es allem Anschein nach aufs äußerste mit uns gekommen war. Wir hatten viele Mühe die Leichname über Bord zu bringen, da jeder von uns gewissermaßen im Sterben lag.

Von nun an bis zum zehnten Julius schwebt mir alles nur wie im Traume vor. Ich kann mich weder auf meine Gedanken, noch auf irgend etwas anders besinnen. Ich habe nur eine einzige Erinnerung, das Gefühl der höchsten Ermattung und der äußersten Trostlosigkeit davon behalten.

Doch nein — ein einziger Vorfall hat troß meines allmähligen Todes einen unverlöschlichen Eindruck auf mein Herz gemacht. Unter den vielen von meinen Unglücksgefährten, die um und neben mir verschieden, waren auch zwey Schiffsjungen, deren Väter sich auf einem andern Maste befanden. Der eine Knabe starb, ohne daß sein Vater sich um ihn zu bekümmern schien, der andere erhielt die rührendesten Beweise von der innigsten Ältern-Zärtlichkeit.

Kaum hatte nemlich sein Vater von seinem annähernden Tode gehört, als er elend wie er war, doch eilends zu ihm

hingekrochen kam. Er schleppte ihn auf einige Planken vom Hinterdeck, die noch über Wasser standen, band ihn daran fest und setzte sich neben ihn. Jedesmal wenn der Knabe sich übergeben wollte, richtete ihn der Vater auf, und wischte ihm die Lippen ab, jedesmal wenn ein Regentropfen fiel, öfnete er seinem sterbenden Sohne den Mund, oder preßte ihm ein wenig Wasser aus seinem Tuche hinein.

In dieser herzzerreißenden Lage hielt der Vater fünf Tage aus, bis der Knabe verschied. Jetzt richtete er ihn auf, starrte ihn lange an, um sich davon zu überzeugen, und bewachte dann den Leichnam in

stummen Schmerze, bis dieser nach einigen Stunden von den Wellen weggespült ward. Nun hüllte er sich in ein Stück Seegeltuch, legte sich nieder und stand nicht wieder auf. Wahrscheinlich hat er indessen noch einige Tage gelebt.

Ich wiederhole es, so abgestumpft ich gegen alles, was mich umgab, sogar gegen mein eigenes Elend war, dieser Vorfall hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz gemacht. O Natur! o Vaterzärtlichkeit! Gesegnet sey dein Andenken ehrlicher Thompson!

2.

Es war am Abend des zwanzigsten

Tages, am zehnten Julius, als einer von unsern Leuten plötzlich mit einem lauten Geschrey aufsprang: — „Land! Land!" — rief er — „Land! Land! Ostwärts!" — Wiewohl es nun mehrere bestätigten, schien es mir dennoch bey der untergehenden Sonne, nichts als eine optische Täuschung zu seyn.

Allein am folgenden Morgen erhielten wir bald die Gewißheit davon. Es war die Küste von Arracan, und wir konnten sie deutlich vor uns sehen. Schon fiengen wir an, von unserer Errettung zu sprechen, als uns bey der Annäherung des Landes allen der Muth entfiel.

Wir wurden nichts als steile Felsen, nichts als wilde buschigte Gegenden gewahr. Wir mußten fürchten an einem Felsenryffe zu scheitern und also dem Tode noch immer entgegen sehn.

So hatten wir den ganzen Tag mit einer schwachen Stömung auf die Küste zugetrieben, und ich hatte mich, in ruhiger Ergebung meines Schicksals, mit einbrechender Nacht zum Sterben hingelegt, als ich plötzlich gegen drey Uhr Morgens von einem heftigen Stoße erwachte, mit dem das Schiff auf einen Felsen zu sitzen kam.

Im ersten Augenblicke des Schreckes glaubte ich nun jede Minute von den Wel-

len verschlungen zu werden; allein zu meiner großen Freude bemerkte ich bald, daß das Meer völlig ruhig, und die Fluth bereits im Fallen war. Im kurzen ragte auch würklich der halbe Rumpf des Schiffes aus dem Wasser hervor.

Wir kletterten nun, so gut wir konnten, wieder auf das Verdeck, und in die Constabler-Kammer hinab, wo aber bis auf einige vermoderte Cocusnüsse alles von den Wellen fortgeschwemmt worden war. Hier blieben wir, bis die Fluth eintrat, und nahmen dann wieder unsere vorigen Plätze auf dem Mastkorbe ein.

Nachmittags schien es uns, als ob wir Menschen am Ufer sähen; wir such-

ten ihnen daher verschiedene Zeichen zu geben, wurden aber zu unserm größten Schmerze nicht von ihnen bemerkt. Indessen entschlossen sich sechs von unsern Leuten, mit der Abendfluth auf dem Floße ans Land zu gehn.

Sie kamen glücklich über die Brandung, und wir sahen sie am folgenden Morgen bey einem Feuer sitzen. Bald darauf erschienen eine Menge Leute am Ufer und gaben uns mehrere Zeichen ans Land zu kommen.

Wir waren jetzt in allen nur noch sieben Personen an Bord; jeder von uns wollte das Schiff zuerst verlassen, aber jeder zitterte auch vor der tobenden Bran-

dung zurück. Vergebens hofften wir ein Boot vom Lande kommen zu sehen, es war keines vorhanden, und die Einwohner überließen uns unserem Schicksal.

In dieser schrecklichen verzweiflungsvollen Ungewißheit kam es denn abermals auf Tod und Leben an. Ich rief daher meinen Negerknaben, warf mit seiner Hülfe einige Sparren in des Meer, sprang mit geschloßnen Augen in die rauschenden Wellen hinab, und fühlte mich plötzlich wie von neuem belebt.

Hundertmal war ich indessen im Begriffe den Sparren wieder fahren zu lassen, bis ich endlich auf eine Klippe geworfen ward, an der ich mich mit Gewalt

fest-

festhielt. Instinktmäßig kroch ich nun vollends auf Händen und Füßen hinauf, und legte mich unter ein Felsenstück nieder, wo ich wenig Minuten darauf, vor äußerster Ermattung meine Augen schloß.

3.

Ich mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, als ich von einigen Eingebohrnen geweckt und zu meiner großen Freude in mohrischer Sprache angeredet ward.

Sie sagten mir, daß ich mich im Königreiche Ava, nur sechs Tagereisen von Chittagong befände, und baten mich wegen meines Schicksals völlig ruhig zu seyn.

Ich wurde darauf zu meinen übrigen Camaraden geführt, die ich nebst meinem Negerknaben bey einem Feuer fand, suchte ein wenig Reis und Wasser hinunter zu bekommen, und schlief dann wieder bis gegen Abend ohne aufzuwachen fort.

Jetzt erinnerte ich mich meines Versprechens Madame Bremner und die übrigen wo möglich vom Schiffe holen zu lassen, drang in die Einwohner einige Anstalten dazu zu machen, und legte mich abermals zum Schlafen hin.

Gegen Mitternacht erwachte ich abermals und fand zu meiner großen Freude Madame Bremner mit den übrigen am Feuer sitzen. Sie sprach von nichts als

von England, und schien ohne Widerrede die glücklichste von uns allen zu seyn.

Den ganzen folgenden Tag hatten wir noch am Ufer zugebracht, während das Schiff aus einander gegangen und näher herangetrieben worden war. Jetzt ward endlich beschlossen nach Ramou, als der nächsten englischen Besitzung aufzubrechen, und der dritte Morgen als der siebzehnte Julius dazu festgesetzt. Madame Bremner wurde nebst ihrem Mädchen auf eine Tragbahre von Bambus gelegt, und wir Männer folgten zu Fuße nach.

Kaum war ich indessen einige Stunden gegangen, als ich mich außer Athem befand. Meine Füße waren geschwollen,

meine offenen Zehen voll Dornen und Steine, ich sank bey jeder neuen Anstrengung ohnmächtig auf die Erde hin. Meine Gefährten waren indessen mit unsern Führern vorangeeilt, und mein treuer Negerknabe war das einzige mitleidige Wesen, das noch bey mir blieb.

Jetzt, ich gestehe es, schien mir selbst der letzte Augenblick meines Lebens gekommen zu seyn — „So hab ich denn drey und zwanzig Tage mit dem Tode gerungen!" — sagte ich zu mir selbst — „um doch noch in dieser Wüste verschmachten zu müssen!" — Wehmüthig blickte ich auf das Meer hinaus, an dessen fernem Horizonte ein

Seegel aufzudämmern schien, drückte meinem Negerknaben die Hand, und verlohr das Bewußtseyn.

4.

Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich plötzlich erwachte, und mich mitten unter einer Truppe indischer Träger befand. Sie saßen um mich herum, und ihr Anführer redete mich mit mitleidigen Blicken auf portugiesisch an.

Wenig Worte waren hinreichend, ihn mit meiner Lage bekannt zu machen. Er gab mir sogleich Etwas von seinen Lebensmitteln, reinigte meine verwundeten Füße, ließ mich ein paar Matrosenhosen und eine

Weste anziehen, und brachte mich endlich wieder auf den Weg nach Ramou von dem ich abgekommen war.

Außer mir vor Rührung und Dankbarkeit wanderte ich nun mit meinem Negerknaben bis zu einer zwey Stunden entfernten Hütte fort, wo ich zu meiner großen Freude die ganze Gesellschaft bey dem Abendessen fand. Ich muß meinen Unglücksgefährten und besonders Madame Bremner die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß an ihrer anscheinenden Vernachlässigung blos der Führer Schuld gewesen war.

So waren wir endlich nach einer langsamen beschwerlichen Reise etwa eine engli-

sche Meile von Ramou, in einem Dorfe angekommen, wo uns der Jemindar oder Hauptmann des Distriktes, wahrscheinlich um inzwischen die Ladung des Schiffes plündern zu können, unter tausend Vorwänden zurückhielt. Da ich indessen Mittel fand, unsern Commandanten in Ramou, davon Nachricht zu geben, wurden wir bald darauf in einem Fahrzeuge abgeholt, und nach einigen Tagen Ruhe weiter nach Chittagong gebracht.

Drey Wochen darauf war ich schon wieder im Stande nach der Küste zurückzugehn, und dem Willen der Eigenthümer gemäß die Ladung bergen, und in ein an-

deres dahin geschicktes Schiff einladen zu lassen.

Wir brachten damit bis zum zwölften Dezember zu, ich schiffte mich auf demselben Schiff nach Calcutta ein, und kam im folgenden Jahre glücklich nach Europa zurück. Hier erfuhr ich, daß Madame Biemner schon einige Monate früher angelangt, und bereits wieder verheyrathet war.

IV.

P a g è s.

Pagès war auf seiner Reise von Ostindien nach Europa, endlich zu Bassora angekommen, und wollte nun von da mit einer Karavane nach Aleppo gehen. Was er auf dieser Reise gesehen, erfahren und gelitten hat, mag den Inhalt seiner eigenen Erzählung ausmachen.

1.

Es war den dreyßigsten Junius 1770, als wir endlich unsern Marsch durch die

Wüste antraten. Ich vergaß das Getümmel der Heerden, der Kameele und Pilgrime um mich her, und blickte voll trauriger Ahnungen auf die unermeßliche Ebene hin, die mit dem Horizonte zusammenfloß.

Hier war kein Baum, kein Strauch, kein Gräschen, kein Vogel, nicht einmal ein Insekt war hier zu sehen. Alles war öde, einsam und traurig, und die ganze Gegend schien das Grab der Natur zu seyn.

Die Sonne stieg höher, und ein brennender Ostwind wehte von diesem erhitzten Sandmeer auf. Die Kameele fiengen an langsamer zu gehn, die Heerden suchten sich in die Schatten der Karavane zu flüch-

ten, die Weiber wickelten ihre Säuglinge in die Zelter, und die Männer hingen ihre Decken gleich Sonnenschirmen an ihren Picken auf. Auch ich suchte mich nach Möglichkeit vor der steigenden Hitze zu schützen, bis endlich der Mittag herankam, und die Caravane einige Stunden liegen blieb.

Ich hatte zwey Araber zu meiner Bedienung und war mit Provisionen aller Art versehn. In dem Schatten eines Kameeles gelagert, hielt ich also mein Mittagsessen mit aller nur möglichen arabischen Bequemlichkeit. Rund um mich her, wohl eine halbe Stunde im Umfange, war alles mit Heerden und Menschen be-

deckt, während ein Haufe bewafneter Männer das Ganze wie eine Mauer umschloß.

Als die Sonne anfieng gegen Westen zu sinken, brachen wir wieder auf, und setzten unsern Weg bis Abends neun Uhr zu einem Brunnen fort. So wie wir hier ankamen war nun Alles mit Aufschlagen der Zelter, mit Wasserholen, Melken der Ziegen, Feueranmachen u. s. w. beschäftiget. Die Kameele wurden abgepackt, die Heerden eingeschlossen, die Weiber in den Mittelpunkt des Lagers gebracht, und die Wachen rund umher ausgestellt.

Allmählig fieng es nun an immer stiller und stiller zu werden, bis endlich nur

noch das Rufen der Wächter und das Stampfen der Kameele zu hören war.

2.

Zwey Tage hatten wir unsern Marsch auf diese Weise fortgesetzt, als wir am dritten Abend, zwölf bis vierzehn Araber erblickten, die sich in einiger Entfernung von der Karavane gelagert hatten. Sie wurden auf Befehl unsers Scheicks sogleich in die Flucht getrieben, und ließen sogar einen Theil ihrer Geräthschaften zurück. Was sie auch im Sinne gehabt haben mochten, dieser Angriff schien mir äußerst unbesonnen zu seyn.

Indessen vergieng die Nacht, ohne daß

von der Annäherung einer feindlichen Horde etwas zu hören war. Kaum hatten wir uns aber am folgenden Morgen auf den Marsch begeben, als wir einen einzelnen Araber erblickten, der uns mit verhängtem Zügel entgegen kam.

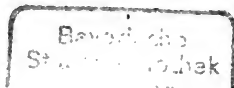
Sogleich befiehlt unser Scheick Halt zu machen, der Araber steigt ab, sie gehen ein wenig bey Seite, und sprechen mit vieler Lebhaftigkeit. Lange mochten sie unterhandelt haben ohne einig geworden zu seyn, endlich eilt der Araber zurück und der Scheick giebt Befehl sich schußfertig zu halten.

Indessen war die Karavane ungefähr eine Viertelstunde fortgerückt — als wir plötz-

plötzlich einen dicken Haufen Araber zu Fuß und zu Pferde auf uns zukommen sahen. — „Die Feinde! die Feinde! — tönte es von Munde zu Munde, und sogleich wurde Halt gemacht.

Man ließ die Cameele niedersitzen, man wickelte eine blaue Fahne mit weißen Characteren auf, die Schützen formirten die Avantgarde, die Lanzenträger stellten sich in die Mitte, und die übrigen Araber von unserer Begleitung, mit Säbeln und Keulen bewafnet, schlossen sich dicht an die Caravane an.

Wenig Minuten, und die Feinde waren nur noch hundert Schritte von uns entfernt. Das Kriegsgeschrey Allah —



ou — Allah ertönte, das kleine Gewehr-feuer nahm seinen Anfang, aber unsere tapfern Streiter leisteten dem zweymal stärkerem Feinde kräftigen Widerstand.

Vergebens suchte er sich auszubreiten, um uns zu umzingeln, wir wußten uns so geschickt zu wenden, daß er endlich diesen Plan aufzugeben gezwungen war. Da nun überdem die Nacht einbrach, so hielt er es bald für besser sich zurückzuziehen. Wir hatten weder Todte noch Verwundete, unter unserer Bedeckung; da hingegen unsere Reiter behaupteten von den feindlichen drey bis vier Mann getödtet zu haben.

Augenblicklich wurde nun die Caravane noch enger zusammengedrängt, das La-

ger aufgeschlagen, und eine Posten-Kette formirt. Alles zeigte von einer Klugheit, von einer Kriegskunst, die mir bey diesen Nomaden völlig unerwartet war. Zu gleicher Zeit wurden die ganze Nacht nichts als Kriegstänze getanzt, so daß alles im Lager in Bewegung blieb.

Der Morgen brach an, die Feinde erneuerten ihren Angriff, und fanden den nemlichen Widerstand. So kämpfte man einige Stunden mit einander, bis man endlich noch einmal zu unterhandeln beschloß.

Das Feuer hört auf, die Boten gehen hin und her, man spricht von einer Summe, von einem Cameele u. s. w. man will sogar etwas Geld von mir lei-

hen — plötzlich schreyt alles über Verrätherey. Die Feinde wollen von keinen Bedingungen hören, und wir sollten uns auf Gnade und Ungnade ergeben.

So war der Abend herangekommen und wir hatten einen abermaligen Angriff ausgehalten, als unsere Caravane wegen Mangel an Wasser u. s. w. aufs äußerste gebracht zu seyn schien. Nun wurde zwar, wie gewöhnlich, Feuer angezündet, und Wachen ausgestellt, aber ich merkte bald, daß etwas außerordentliches im Werke war.

Überall sahe ich Haufen, die sich mit einander berathschlagten, und alles im Lager kündigte eine geheime Bewegung an. Man legte z. B. den Cameelen Sättel

auf, machte die Zelte los u. s. w. Endlich kam auch mein Führer, packte meine Bagage um, und vertraute mir was im Werke war.

So war die Nacht vergangen und es mochte gegen vier Uhr Morgens seyn. Die Wache verdoppelte ihr Geschrey, und zündete alle Feuer von neuem an — „Jetzt laß uns eilen!" — sagte mein Araber, und hob mich auf das Cameel hinauf.

Kaum hatte ich Zeit, mich zurechtzusetzen, als das Geschrey von neuem begann, und die ganze Caravane mit der Schnelligkeit eines Blitzes in demselben Augenblicke die Flucht ergriff. Eine dicke Staubwolke wirbelte hoch zu den Sternen hinauf, und athemlos flog ich mit meinem

Führer, mitten zwischen den schnaubenden Cameelen hindurch.

3.

Wir nahmen unsern Weg nach Südost, derselben Gegend, wo wir hergekommen waren, ohne daß uns der Feind bey seinem verspäteten Nachsetzen großen Schaden that.

Aber mit welcher Anstrengung, mit welchen Schmerzen legte ich nicht für meine Person diesen entsetzlichen Weg zurück! Tausendmal war ich im Begriff, bey dem heftigen Galoppe des Cameeles herunter zu stürzen; meine Hände, meine Füße, mein ganzer Körper, alles war über und über mit Blut bedeckt. Dennoch mußte ich aushalten, oder des schrecklichsten Todes gewärtig seyn.

So hatten wir ohngefähr drey Lieuen immer in derselben Richtung zurückgelegt, als sich endlich unser kleiner Haufen, sieben Mann zusammen, von der Caravane zu trennen beschloß. Wir schlugen uns also rechts, um durch einen großen Halbzirkel wieder auf die gestrige Straße zu kommen, und setzten dann, während die Feinde immer die Caravane verfolgten, unsern alten Weg ungestört wieder nach Nordwest fort.

Aber jetzt hatte ich das Unglück bey dem Stolpern meines Cameeles einen äußerst gefährlichen Fall zu thun. Das Thier erschrack, warf meine übrige Bagage ab, und schleppte sie an den Riemen hinter

sich her. Ich würde verloren gewesen seyn wäre mir nicht ein edelmüthiger Araber von unserer Begleitung zu Hülfe gekommen.

Plötzlich ließ er nemlich sein Cameel niederknieen, hob mich zu sich hinauf, schnitt dem andern die Riemen ab, und sprengte mit mir im Galoppe davon. Wer war dankbarer als ich, aber freylich hatte ich mein Leben mit dem Verluste meiner Sachen erkauft.

Gegen acht Uhr Morgens kamen wir bey einem ausgetretenen Bache an, und hielten einen Augenblick still, um die Gegend von einem benachbarten Hügel recognosciren zu können. Da wir alles sicher fanden, setzten wir unsern Weg zwey Stun-

den weiter bis zu einem Brunnen fort, wo ich seit vier Tagen zum erstenmale wieder frisches Wasser fand.

Ich trank in einem einzigen Zuge fast zwey Kannen hinunter, und hätte mir beynahe Schaden gethan. Wir beschlossen hier einige Stunden auszuruhen, hielten uns aber bey der geringsten Gefahr jede Minute zum Aufbruch bereit.

Ich benutzte diese Gelegenheit, um meinem großmüthigen Retter einige Piaster anzubieten, er wies mich aber mit vielem Befremden zurück. Dergleichen Dienste sind bey diesem Volke so gewöhnlich, daß er die Ursache meiner Freygebigkeit kaum zu begreifen schien. Ich mußte es ihm

lange als ein freywilliges Geschenk, als ein Zeichen meiner Bruderliebe anbieten, ehe er sich zur Annahme dieser Kleinigkeit überreden lies.

Eben so großmüthig war aber auch das Betragen seiner Camaraden. Ich hatte meine Lebensmittel verloren, sie theilten mir unaufgefordert und reichlich von den ihrigen mit. Es waren dürre Gerstenkuchen, die leicht unter der Asche gebacken und dann ein zweytesmal mit Datteln und mit Butter von Cameelmilch durchknetet werden.

Es mochte gerade Mittag seyn, als wir wieder auf unsere Cameele stiegen, um unsere Reise bis gegen Abend immer im größten Galoppe fortzusetzen. Freylich

konnte ich mich kaum vor Schmerzen mehr in dem Sattel halten, freylich hatte ich jeden Augenblick einen Blutsturz zu befürchten, aber kam es nicht bey jeder Verzögerung auf unser Leben an? Nur gegen neun Uhr endlich wagten wir wieder anzuhalten, und ich glaubte mich nun erholen zu können, aber schon eine Stunde darauf gieng die Reise von neuem fort.

So kamen wir endlich mit wenig Ruhepunkten zwey Tage darauf an den Ufern des Euphrats an. Da wir aber plötzlich einen Haufen verdächtiger Araber erblikten, kehrten wir im vollen Galoppe um, und schlugen seitwärts eine andere durch kleine Steinhaufen bezeichnete Straße ein.

überhaupt hatten wir uns in Ansehung unsers Weges bey Tage nach den herrschenden Nordwestwinden, bey Nacht nach den Sternen gerichtet.

Ich übergehe die nächsten drey Tage unserer Reise, weil sie ohne alle Merkwürdigkeiten waren, am vierten aber entdeckten wir die Gebirge von Syrien, und durften nun hoffen in kurzem am Ziele unserer Beschwerden zu seyn.

Es war ein entzückender Anblick, nach einer achtzehntägigen Reise durch die Wüste, endlich wieder gleichsam eine neue Welt vor sich entstehen zu sehen. Wir fiengen am folgenden Tage an, die Gebirge allmählig hinaufzusteigen, und athmeten

die entzückende Bergluft mit durstigen Zügen ein.

Zwey Tage waren wir noch durch menschenleere Gegenden gereist, am dritten Abend endlich ward ich in der Dämmerung verschiedene Feuer gewahr. Zwey Stunden darauf hörte ich Hunde bellen, die uns in der Ferne wittern mochten, und bald darauf sah ich ein frischgepflügtes Feld vor mir.

Um Mitternacht kamen wir bey einer Reihe herrlicher Kornfelder, um ein Uhr bey einigen bewohnten Häusern vorbey; bald darauf trafen wir das erste fließende Wasser, und endlich ein wohlgebautes Dö fchen an.

Hier machten wir Halt, ließen unsere

Cameele niederknieen, und lagerten uns um sie her. Es war zwey Uhr Morgens, das ganze Dorf lag in tiefem Schlafe, und ich schlummerte endlich selbst vor äußerster Müdigkeit ein.

Als ich erwachte, gieng eben die Sonne auf, und ich sah ein schönes wohlgebautes Land in klarem Morgenrothe vor mir liegen. Wiesen und Felder, Gebüsche und Bäume, alles blühend und grünend — o es war nach einer solchen Reise ein unbeschreiblicher Genuß! Ich vergaß meine Schmerzen, ich überließ mich tausend entzückenden Ideen, die ganze Gegend schien mir ein Paradies zu seyn.

So zogen wir denn durch Dorf an

Dorf, immer in der weiten herrlichen Landschaft fort. Indessen setzte uns die Furchtsamkeit unserer Cameele einigemal in große Verlegenheit.

Alles war ihnen neu und ungewöhnlich, die türkischen Kleider, die Hunde, die Gartenmauern, das Hühnergeschrey, sie schreckten von allem zurück. Nicht weniger Mühe hatten wir sie über die Brücken zu bringen, denn sobald sie fühlten, daß der Boden schwankend war, wollten sie keinen Schritt weiter vorwärts thun.

So kamen wir endlich am fünf und dreyßigsten Tage nach meiner Abreise von Bassora, zu Aleppo — — nein zu meinem größten Erstaunen in Damascus an.

Wir hatten so viel Märsche und Contremärsche in der Wüste gemacht, daß dieser Irrthum wohl verzeihlich war. Da ich indessen von hier nach Baruth am Mittelländischen Meere, nur vier Tagereisen hatte, gab ich mich bald darüber zufrieden, zumal da ich bey den hiesigen französischen Jesuiten die freundlichste Aufnahme fand.

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen setzte ich dann meine Reise über Baruth, Said und St. Jean d' Acre nach Rhodus, Maltha, u. s. w. bis nach Marseille fort, wo ich endlich den fünften Dezember 1771 glücklich vor Anker gieng.

V.

V.

B l a c k.

Black befand sich als Seeoffizier am Bord des Schiffes Lady Schore, das den achten Junius 1797. von Falmouth abgesegelt, und nach Port Jackson in Neusüdwales bestimmt war. Die Reise hatte kaum sieben Wochen gedauert, als sich folgende merkwürdige Begebenheit ereignete, die der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn mag.

1.

Es war den ersten August 1797. Morgens nach vier Uhr, als ich plötzlich durch ein gräßliches Mordgeschrey, worauf mehrere Flintenschüsse folgten, aus dem Schlafe geweckt ward.

Ich springe auf, um nach meinen Pistolen zu greifen, in dem Augenblicke stürzt der Oberstenermann Mr. Lambert zu mir herein. Kaum hat er Zeit mir zu sagen, daß die Soldaten sich des Schiffes bemächtigen wollen, so sind auch schon die Thüren der Cajüte besetzt.

Die Aufrührer dringen herein, Mr. Lambert und der Capitain werden niedergestoßen, und ich kann mich mit genauer

Noth in ein kleines Behältniß retten, das nur durch eine leinene Wand von der Cajüte abgetheilt war.

Wohl eine halbe Stunde hatte ich in dieser schrecklichen Lage zugebracht, und jeden Augenblick von den Aufrührern entdeckt zu werden geglaubt; als ich die Stimme unsers Wundarztes vernahm, den die Aufrührer zu einem ihrer verwundeten Camaraden in die Cajüte gerufen hatten.

Plötzlich hörte ich meinen Namen nennen, wie man meine unbedeutende Dienste rühmte, und meinen Tod zu beklagen schien. Ich entschloß mich daher kurz und gut hervorzutreten, erfuhr das M. Lambert bereits verschieden war, und wurde

sogleich zu dem armen Capitain Will-kocks gebracht.

Ich fand ihn äußerst schwer verwundet, doch redete er mich mit vieler Herzlichkeit an. — „Die Aufrührer haben gesiegt!“ — fuhr er fort — „sie sind zu stark, wir müssen uns in unser Schicksal ergeben!“

Würklich hatten sie sich bereits des ganzen Schiffes bemächtigt, die Kanonen rückwärts gedreht, und überall Posten ausgestellt. Wir wurden hierauf sämmtlich in die Cajüte gesperrt, und durften nur dann und wann, doch niemals mehr als einer, auf dem Verdecke erscheinen.

Am dritten Morgen starb der arme

Kapitain Willkocks, und wurde Nachmittags mit den gewöhnlichen Ceremonien ins Meer versenkt. Die Aufrührer hatten sich schon denselben Vormittag förmlich organisirt gehabt, und machten uns nun mit unserm künftigen Schicksale bekannt. Wir sollten nemlich das große Boot erhalten, um damit nach dem nächsten Hafen zu gehen.

Indessen waren bereits neun Tage ohne die mindesten Anstalten vergangen, als wir am dreyzehnten August Abends um sieben Uhr, einen Windstoß mit heftigem Sturzregen bekamen, wodurch die ganze Cajüte über und über mit Wasser angefüllt ward.

Vergebens suchten wir uns auf das Verdeck zu retten, wir sahen einen Haufen Flintenläufe gegen uns gekehrt. — „Zurück! zurück!“ — schrieen uns die Aufrührer mit gespanntem Hahne entgegen; und nur nach langem Rufen eilten sie endlich zu unserer Hülfe herbey. Wir brauchten mehrere Stunden das Wasser wieder auszuschöpfen, doch kamen wir das mal noch mit der Angst davon.

Sonntags den siebzehnten Tag nach dem Aufruhr ward uns angekündigt morgen in See zu gehen. Montags in aller Frühe zwangen sie uns mehrere falsche Certificate zu unterzeichnen und setzten endlich um vier Uhr Nachmittags das Longboot

aus. Endlich stießen wir Abends halb sechs Uhr vom Schiffe ab, und steuerten auf Rio Grande als dem nächsten brasilianischen Hafen zu.

2.

Wir waren unserer neun und zwanzig zusammen und höchstens auf acht Tage mit Lebensmitteln versehen. — „Ihr werdet doch die Küste nicht erreichen!“ — pflegten die Aufrührer zu sagen — „Also kommt es am Ende auf eins heraus!“ — Indessen beschlossen wir uns so knapp als möglich zu behelfen und besonders mit dem Wasser äußerst haushälterisch umzugehen.

Die ersten acht Stunden war der Wind vortreflich gewesen, aber nach drey Uhr Morgens fieng es an stürmisch zu werden, und wir mußten die Seegel einziehen. Indessen glaubten wir gegen zehn Uhr Vormittags die Küste zu erblicken, und steuerten freudig darauf zu. Nach unserm bisherigen Kurse schienen wir etwa zwanzig Meilen südlich, vom Hafen San Pedro zu seyn.

Unsere Hoffnung ward nicht getäuscht, denn gegen drey Uhr Nachmittags wurden wir eine kleine Bucht gewahr, an der ein Haus mit einem Flaggenstocke stand. Wir gaben einige Signale und sahen bald darauf ein großes Boot mit Menschen

auf uns zukommen. Sie erreichten uns, und mit ihrer Hülfe wurden wir in den Hafen und zuerst in das daneben stehende Haus gebracht.

Unsere Errettung sah einem Wunder ähnlich, denn kaum befanden wir uns hier in Sicherheit, als der Sturm zu einem förmlichen Orkane ward, und die ganze folgende Nacht anhielt.

....

Der Verfasser wurde nunmehr den andern Tag mit seinen Gefährten nach der Stadt geschickt, wo sie die beste Aufnahme fanden. Sie giengen hierauf nach Rio Janeiro, nahmen auf andern Schiffen Dienste, und kamen nach meh-

rern Jahren wieder glücklich in ihrem Vaterlande an.

Was die Aufrührer anlangt, so war eben die Nachricht von ihrem Verbrechen in Montevideo angekommen, als die Lady Schore an der Mündung dieses Hafens von einer französischen Fregatte gekapert ward.

Der spanische Gouverneur schrieb daher nach Rio Janeiro, um einen förmlichen Bericht zu erhalten, der ihm, wie es scheint, auch nicht verweigert worden ist. Indessen bleibt es ungewiß, ob die Aufrührer zu einer außerordentlichen Strafe gezogen worden sind.

VI.

Wagner.

Wagner war während des siebenjährigen Krieges Postmeister in Pillau, kam nach dem Einmarsche der Russen in den Verdacht einer heimlichen Verschwörung, und wurde zum Tode verdammt. Schon war alles zu seiner Hinrichtung in Bereitschaft, als er Pardon erhielt, um nach Sibirien geschickt zu werden. Was er auf dieser Reise und während seines dortigen Aufenthaltes gelitten und erfahren hat, mag

der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

....

I.

Es war den ersten August 1759. als ich mich endlich an Bord meines nach Riga bestimmten Transportschiffes begab. Der ganze Festungsplatz war mit Menschen bedeckt und tausend Stimmen riefen mir ein schmerzliches Lebewohl zu. Ich war so schwach, daß ich kaum den Soldaten folgen konnte, und mehrmahls zu Boden sank.

So kamen wir an den Hafen an, wo schon ein Boot für mich in Bereitschaft lag. Ich stieg hinein, die Solda-

ten

ten setzten sich um mich herum, und wir stießen langsam vom Ufer ab. Plötzlich sah ich mich von einigen hundert Böten voll Zuschauer umringt, die mich alle ans Schiff begleiten wollten. Vergebens suchte sie der Offizier zurückzuweisen, er mußte es endlich geschehen lassen, und so ward ich gleichsam im Triumphe ans Schiff gebracht.

Aber jetzt! Wieviel rührende Beweise der Liebe und der Theilnahme erhielt ich nicht. Bekannte und Unbekannte, Vornehme und Geringe, Einheimische und Fremde, alle drängten sich um mich her, alle weinten, alle umarmten mich.

Gute edelmüthige Seelen! Sie versahen mich mit Lebensmitteln, mit Erfrischungen, mit Bequemlichkeiten aller Art. — Ich war außer mir, ich konnte vor Wehmuth und Dankbarkeit nur durch Zeichen sprechen — Nie, nie werden diese Wohlthaten aus meinem Gedächtnisse kommen!

So waren drey Viertelstunden vergangen, endlich befahl der Capitain die Anker zu lichten, und wir mußten uns trennen. Mit thränenden Augen sahe ich die Boote zurück rudern und tausend Grüße, tausend Lebewohl tönten mir noch vom Ufer zu.

In dem Augenblicke segelten wir hart

am letzten Bollwerke vorbey — ich blicke hinauf und sehe meine Auguste, — meine geliebte Braut Auguste, — die seit meinem Arreste vor Gram und Sorgen tödlich krank gewesen war. Sie beugt sich zu mir herüber, ruft mich mit Nahmen, wirft mir einen Handkuß zu, und sinkt ohnmächtig zu Boden.

Gott! — Noch jetzt bricht mir der Angstschweiß aus! Noch jetzt denke ich nicht ohne Schaudern an diese Scene zurück! — Schrecklicher herzzerreißender Augenblick! — Er faßte alle Quaalen des Todes in sich.

2.

Drey Tage waren wir bereits in See gewesen, als wir bey einem heftigen Stur-

me wieder nach Pillau zurückgetrieben wurden. Schon waren wir der Küste so nahe gekommen, daß wir die Häuser erkennen konnten, schon glaubten wir völlig verlohren zu seyn, plötzlich sprang der Wind nach Westen herum, und trieb uns glücklich wieder in die See.

Alles frohlockte, alles jubelte um mich her — nur ich allein blieb traurig; denn ich allein hatte unsern Schiffbruch als ein Mittel zu meiner Rettung angesehn.

So liefen wir denn nach wenig Tagen zu meinem großen Schmerze glücklich in Dünamünde*) ein. Ach mit welchen

*) bey Riga.

Empfindungen sahe ich diese traurigen verödeten Gegenden, diesen trüben winterlichen Himmel an! Bis hierher hatte ich noch immer auf eine Möglichkeit gehofft — jetzt schien alles für mich verlohren zu seyn.

Einige Stunden war ich noch am Bord des Schiffes geblieben, endlich ward ich in die Festung gebracht. Meine Wohnung war leidlich, aber die Gedanken an Pillau und Sibirien ließen mir Tag und Nacht keine Ruhe. Unglückliche Wesen! immer leiden wir dreyfach! Immer vereinigen sich die Quaalen der Zukunft mit den Schmerzen der Vergangenheit oder der Gegenwart!

Sechs Wochen hatte ich in Dünamünde zugebracht, als endlich der Gouverneur die Ordre erhielt, mich weiter transportiren zu lassen. Zum Glück hatte ich noch an hundert Rubel bey mir, und konnte mich daher mit Zucker, Caffee, Taback u. s. w. im überfluß versehen.

Desto übler war ich aber mit meinem Führer, einem rohen russischen Offizier, Namens Mikiferitsch daran. Er hatte so wenig Menschlichkeit, daß er sich die kleinsten Dienste mit schwerem Gelde bezahlen ließ.

So lange wir indessen durch Liefland reisten, war meine Lage noch immer erträglich zu nennen. Die Poststuben wa-

ren reinlich, und Lebensmittel gab es im Überfluß. Aber als wir in die eigentlichen russischen Provinzen kamen, ward ich leider einen sehr großen Unterschied gewahr. Oft konnten wir nicht einmal Brod bekommen und mußten mit Stuy u. s. w. zufrieden seyn. Die Häuser wimmelten von Ungeziefer und überall war nichts als Elend zu sehen.

So fuhren wir unter beständigem Regen, mit wenigen Pausen, fast Tag und Nacht durch lauter öde, zum Theil morastige Gegenden fort. Mein roher Hauptmann quälte mich unaufhörlich, und schlug mir mehr als einmal sogar einen Trunk Was-

ser ab. Doch was soll ich weiter davon sagen? Man denke sich die traurigste mühseeligste Reise eines unglücklichen Gefangenen, und meine Beschreibung wird vollendet seyn.

3.

So kamen wir den dritten oder vierten Oktober endlich in Moskau an. Meine Kibitke ward auf beiden Seiten mit dicken Matten verschlossen, daher mir jeder Blick nach außen unmöglich war. Nachdem wir wohl zwey Stunden umhergefahren waren, hielten wir endlich, wie ich hörte, vor dem Gouvernementshause still.

Hier mußten wir wieder eine Stunde warten, bis wir endlich nach ein Uhr fort fuhren, und gegen vier Uhr das Ende der Stadt erreichten. Ich ließ durch den einen Soldaten, mit dem ich nun allmählig bekannter zu werden anfieng, etwas Weißbrod und eine Menge Äpfel einkaufen, ohne daß es der rohe Iwan zu verhindern im Stande war. Da ich nun auch den andern Soldaten auf meine Seite zu bringen wußte, konnte ich mich von nun an, nach Belieben mit Lebensmitteln versehen.

Freylich trug auch die Wohlfeilheit derselben nicht wenig zu diesen Vortheilen bey. Für zehn Pfennige bekam ich ein

vortreffliches Rebhuhn, und für die Hälfte hatte ich Brod und Honig im Überfluß. Dabey vergaß ich nicht in jedem Dorfe mein Flaschenfutter füllen zu lassen, was, unter uns gesagt, den Soldaten am meisten gefiel.

So waren wir endlich Ende Novembers, sieben Werste von Tobolks, in einem tartarischen Dorfe nicht weit vom Irtisch angekommen. Der Fluß war mit Treibeis bedeckt, die Überfahrt unmöglich, wir quartirten uns also bey einem Tartar ein.

Hier fand ich Liebe und Freundschaft, Ruhe und Bequemlichkeit. Wollte Gott! ich hätte die Jahre meiner Verbannung bey diesen guten ehrlichen Leuten zubrin-

gen können! Aber leider war der Irtisch schon nach einigen Tagen völlig zugefroren, und wir setzten unsere Reise mit verdoppelter Eile vollends nach Tobolsk fort.

Wir kamen an und ich wurde sogleich in ein besonderes Haus gebracht. Schon hoffte ich am Ziele meiner beschwerlichen Reise zu seyn, leider überzeugte ich mich aber bald vom Gegentheil. Schon den andern Morgen sah ich drey Schlitten ankommen, wovon einer für mich, der zweyte für den Offizier und der dritte für das Commando bestimmt war.

Indessen hatte ich wenigstens das Glück an meinem neuen Führer Iwan Alexandrowitsch einen jungen gutmüthigen jovia-

lischen Mann zu finden, der mir unter andern auch eine gute warme Talupe *) geben ließ.

So reisten wir nun bey einer äußerst empfindlichen Kälte immer durch diese öden beschneyten Steppen fort. Gott, welche Gegenden! Welche Wohnungen! Alles was mich umgab flößte mir nichts als Hoffnungslosigkeit ein.

Wie manche von diesen langen traurigen Nächten habe ich nicht auf meinem elenden Lager mit Thränen zugebracht! Wieviel wehmüthige Erinnerungen von Pillau! Wieviel schreckliche Gedanken an

*) Pelzschlafrock.

mein künftiges Schicksal, die ich nicht einmal in Worte fassen kann! Bis gegen Ende des Februars brachten wir auf der Reise nach Jeniseisk zu. — Man denke sich, was ich in diesen Wintermonaten gelitten haben muß!

4.

Kaum vierzehn Tage hatten wir von dieser langen beschwerlichen Reise in Jeniseisk ausruhen können; als wir abermals aufbrechen mußten, um noch tausend Werste nördlicher nach Mangasea zu gehen. Jetzt bekamen wir zum erstenmale kamtschadalische Hundeschlitten, und machten uns so den achten März 1760,

bey sehr kaltem, aber hellem Wetter wieder auf den Weg.

Zwischen Jeniseisk und Mangasea liegt nur ein einziges Jakutendorf. Wir erreichten dieses noch denselben Abend und quartierten uns sogleich in der vornehmsten Hütte ein. Von hier aus fuhren wir am andern Morgen den hartgefrornen Jemisey hinan, und hatten nichts als Schnee und traurige Tannengehölze vor uns.

Jeden Abend wurde nun wieder ans Ufer gelenkt, ein Loch in den Schnee gegraben, und ein großes Feuer angemacht. Wir kochten uns etwas Essen, versorgten die Hunde, und legten uns um das Feuer herum, das wechselsweise von einem wacht-

habenden Cosacken unterhalten ward. — Es waren traurige, schreckliche Nächte, in denen ich oft kein Auge schloß.

Acht Tage hatten wir bereits unsere langwierige Reise auf diese Art fortgesetzt, als uns plötzlich ein heftiger Sturm mit einem alles verfinsternden Schneegestöber überfiel. In eine undurchdringliche Wolke gehüllt, wurden wir von dem Wirbelwinde unaufhörlich im Kreise herum geschleudert, bis es uns endlich gelang das Ufer zu erreichen, das zu unserm Glück in der Nähe war. Geduldig mußten wir nun hier das Ende des Sturms abwarten, der erst am dritten Tage etwas nachzulassen anfieng.

Des traurigen Harrens müde, beschloß

nunmehr Iwan Alexandrowitsch die Reise fortzusetzen, und wir machten uns also trotz des hohen Schnees auf den Weg. Aber bald fiengen die Cosacken an die gewöhnlichen Merkmale zu verlieren, und wir fuhren mehrere Tage, blos aufs Gerathewohl, zwischen den aufgethürmten Schneegebirgen fort.

Fünf, sechs, sieben Tage vergiengen, ohne daß das Wetter heller werden wollte. Unsere Hunde verlohren die Kräfte, unsere Lebensmittel fiengen an abzunehmen, wir mußten dem schrecklichsten Tode entgegensehen.

„Nun dann!“ — rief Iwan, als man lange genug berathschlagt hatte — „So

laßt

laßt die Hunde ihrem Instinkte folgen!“ — Gesagt gethan! Den Hunden wurde der Zügel gelassen, und sie eilten im starken Galoppe fort.

Zwey Stunden darauf — plötzlich stehen alle Schlitten still, die Hunde bellen, unsere Cosacken schreyen, und ehe wir's uns versahen, halten wir vor einer Jakutenhütte an. — Man reicht uns die Hände, man hebt uns aus den Schlitten, und wir erfahren zu unserm großen Erstaunen, daß wir in dem ersten Jakutendorfe, zwanzig Werste von Jeniseisk sind.

Nichts glich der Freude meines braven Iwan Alexandrowitsch! — „Und wenn Sie mich hängen lassen!“ — sagte er —

„Ich trete die Reise nicht zum zweyten male an.“ — Fröhlich fuhren wir nun am folgenden Morgen nach Jeniseisk zurück, und ich wurde wieder in meine alte Wohnung gebracht.

5.

Drittehalb Monat war ich nun beynahe in Jeniseisk gewesen, als ich mich in der Hoffnung die Jahre meiner Verbannung vollends hier zuzubringen von neuem getäuscht sahe. Unvermuthet kündigte mir nemlich ein anderer Lieutenant Simon Simonowitsch am siebenten Junius meine Abreise an, und schon den andern Tag mußte ich am Bord eines sogenannten Sudinks oder hiesigen Floßschiffes gehen.

Simon Simonowitsch war ein eben so guter menschenfreundlicher Mann als mein unvergeßlicher Iwan. Er ließ mir die Freyheit auf dem Verdeck zu bleiben, ans Ufer zu gehen u. s. w. und behandelte mich überhaupt mit vieler Höflichkeit.

Wir fuhren Strom abwärts, und setzten also unsere Reise mit unglaublicher Schnelligkeit fort. Die Länge der Tage, und die Wärme der Atmosphäre machten sie über meine Erwartung angenehm. Kaum sank die Sonne um Mitternacht einige Minuten auf die Gipfel der Bäume hinab, so hob sie sich gleich darauf wieder mit erneuertem Glanze empor.

Endlich kamen wir so in Mangasea,

als dem Ziele meiner Bestimmung an. Traurig zog sich der elende Flecken gleich einer Reihe Baracken zwischen starken Fichtenwäldern längst des Flusses hin. Mit klopfendem Herzen ward ich ans Land gebracht, dem Gouverneur vorgestellt und in Ermangelung eines eigenen Hauses zu einem Popen gebracht.

Hier blieb ich acht Wochen so gut wie im Gefängniß bewacht, bis endlich ein hölzernes Häuschen für mich aufgebaut, und aus einer besondern Vergünstigung des Majors, mit einem teutschen Ofen versehen worden war.

6.

Ich trete hinein, ich glaube frey zu

seyn, und finde zu meinem Erstaunen eine Wache von fünf Mann bey mir. Der Corporal kündigt mir an, daß ich nur eine Stube bewohnen darf, und nimmt sogleich von der andern Besitz. Man fordert mir mein Taschenmesser, meine Scheere, sogar einige Stecknadeln ab, und ich bemerke mit Entsetzen, daß ich auch hier ein förmlicher Gefangener bin.

Auf mein einsames trauriges Stübchen beschränkt, ließ ich nun die Anstalten zu meiner Hausökonomie meine erste Beschäftigung seyn. Ich erhielt nur zehn Kopeken täglich, hatte aber zum Glück noch funfzig Rubel bey mir. Diese legte ich mir auf Anrathen der Soldaten, zu mei-

nen Winterprovisionen, Waizen- und Roggenmehl, Butter, Pöckelfleisch und dergleichen an, was alles im Sommer von Jeniseisk kommt und zu äußerst billigen Preisen zu haben ist.

So ward z. E. ein Pud *) Waizenmehl mit vier, ein Pud Roggenmehl mit drittehalb, ein zwölfpfündiger Schinken mit sechs Groschen und ein Pfund Rindfleisch mit einem Dreyer bezahlt.

Noch nicht genug, um mich auch mit getrockneten und eingesalzenen Fischen zu versehen, schloß ich mit meiner Wache einen förmlichen Vertrag darüber ab. Ich

*) Sechs und dreyßig Pfund.

verband mich nemlich die Netze zu kaufen, wofür ich die Hälfte des Fanges bekam.

Es ist unglaublich, was ich in kurzer Zeit für eine Menge Fische erhielt: Hechte, Karauschen, Lachse, Zander u. s. w. wurden mir täglich zu Dutzenden gebracht. Ich salzte ein, was dazu tauglich war, räucherte, was sich räuchern ließ, und stapelte das übrige als ob es Brennholz wäre, zum Trocknen neben dem Hause auf. Daß ich übrigens bey allen meinen ökonomischen Geschäften, besonders beym Kochen und Backen, anfangs viel Lehrgeld geben mußte, bedarf sicher keiner Erinnerung.

— So war der Rest des kurzen Som-

mers vergangen, und ich hatte das Schreckliche meiner Lage nur halb gefühlt. Aber als nun zu Anfange des Septembers der erste Frost einfiel, als die Witterung immer rauher, die Tage immer kürzer zu werden anfiengen, da, ich gestehe es, überfiel mich die düsterste Schwermuth. So sollte ich denn meine schönsten Jahre in diesem öden Winkel der Erde verschmachten! So sollte ich fern von allen Freuden des Lebens und der Geselligkeit, dem schrecklichsten Alter entgegen sehen!

Indessen ermannte ich mich bald, und sprach mir Muth zum Leben ein. — „Wenigstens will ich mir meine Lage so erträglich als möglich zu machen suchen!“ —

sagte ich zu mir selbst, und fand bald, daß sie noch mancher Verbesserung fähig war. So fieng ich z. B. an mich an den russischen Taback zu gewöhnen, und kaufte mir mehrere Pfund von sinesischem Thee ein. So bevölkerte ich mein einsames Stübchen mit einigen Schneevögeln, und legte mir einen kleinen schwarzen Hund zum Gesellschafter zu. So versuchte ich es, mir eine Art Caffee aus Haber zu machen und buk mir Butterbrödchen aus Waitzenmehl u. s. w.

Überhaupt hatte ich mir folgende Ordnung des Tages festgesetzt: Der Vormittag ward mit häuslichen Geschäften, mit Reinigung meiner Stube und Gefäße, so

wie mit Kochen, Braten und dergleichen zugebracht. Mittags ward in Gesellschaft meiner Vögel und meines Hundes gegessen, ein wenig geschlummert, und dann bey einer Tasse Hafercaffee eine Pfeife Taback geraucht.

Jetzt brachte ich eine Stunde am Fenster oder bey meinen Soldaten zu, setzte mich dann bey einer Tasse Thee zu einem meiner drey geretteten Bücher nieder, und spazierte dann in Begleitung der Wache einige hundertmal auf dem Platze vor meinem Hause herum.

Bey meiner Zurückkunft wurde eine kleine Abendmahlzeit gehalten, und ein guter Schluck Brandwein dazu gethan. Hier-

auf pflegte ich noch eine Stunde Violine zu spielen, bis ich denn um acht oder neun Uhr zu Bette gieng.

Diese Tagesordnung ist indessen besonders vom Winter, also von dem größten Theile des Jahres zu verstehen, da im Sommer bey den langen Tagen, wegen der Provisionen u. s. w. freylich manche Veränderung vorfiel.

Eben so wenig habe ich der melancholischen Stunden und der verzweiflungsvollen Augenblicke erwähnt, wo ich in mich verschlossen und wie betäubt auf meinem Bette lag. — Doch genug! — Meine Leiden haben ihr Ende erreicht, und mit der Schnelligkeit eines Blitzes führe ich mei-

ne Leser über drey schreckliche Jahre hinweg.

7.

Es war den zwanzigsten Junius 1763, als der Major des Morgens um neun Uhr plötzlich in mein Zimmer trat, und mir mit ausgebreiteten Armen wohl zehnmahl in einem Athem zurief: „Du bist frey! Du bist frey! Der König hat Friede gemacht, du kehrst in deine Heimath zurück!“

Von Freude und Überraschung ergriffen stand ich ihm sprachlos gegenüber, bis er den Ukas herausnahm, und mir denselben unter einer Menge freudiger Ausrufungen vorzulesen anfieng.

Was ich sagte! — Was ich vornahm! — Fraget mich nicht. — Ich war entzückt, ich war außer mir! Nur soviel erinnere ich mich, daß ich plötzlich meinen Gefangenrock abwarf, und wieder meine alte Uniform anzog. Der Major ließ sogleich ein Frühstück bringen, lud eine Menge Nachbarn dazu ein, und trank mir unter unaufhörlichem Vivatrufen, ein Glas Brandwein nach dem andern zu.

Jetzt erst erhielt ich die Freyheit in der ganzen Gegend umher zu gehen! — O Gott mit welchem Entzücken sah ich die grünen Wälder und den blauen Himmel an! — „Dort jenseits dieser Berge!“ — dachte ich mit wehmüthiger Freude, liegt mein Vater-

land! und meine Gedanken flogen nach Pillau zu meiner Auguste hin. —

Von nun an mußte ich für die wenigen Tage meines hiesigen Aufenthaltes, der beständige Gast des Commandanten seyn. Der brave Mann hatte mir immer soviel Freyheit als möglich gestattet, und feyerte jetzt meine Zurückberufung als ein wahres Familienfest. Wir hatten Bälle, Feuerwerke, Jagden u. s. w. und das ganze Städtchen nahm den fröhlichsten Antheil daran.

Endlich nach vier — fünf Tagen. — So lebt denn wohl ihr traurigen Gegenden von Mangasiea! — Leb wohl du kleines armseliges Hüttchen, wo ich drey Jahre lang unter Thränen und stillem Schmerze

saß! — Lebt wohl meine Wächter, meine Unglücksgefährten lebt wohl und führe das Glück euch bald denselben Weg — doch genug — ich reiste ab, ich nahm von allen Abschied, ich ließ allen ein kleines Andenken zurück. Meine Vögel, meine Geräthschaften; meine Vorräthe — ich theilte alles aus. Nur meinen treuen Phylax, meinen Schlafgesellen meinen beständigen Begleiter nahm ich mit mir, und habe ihn glücklich mit nach Pillau gebracht.

Doch ich eile über diese traurigen Gegenden hinweg bis nach Tobolsk, wo ich erst Ende Novembers ankam. Hier blieb ich etwa drey Wochen, setzte dann meine Reise über Kasan nach Moskau fort,

und kam endlich nach einem kurzen Aufenthalte in Riga, den 25. Februar 1764 gesund und glücklich wieder in Königsberg an. Durch einen sonderbaren Zufall war es derselbe Tag, an dem ich vor fünf Jahren arretirt worden war.

Ich flog nach Pillau, ich finde meine Auguste! — O Gott! Ich hatte eine Seele für den Schmerz! werde ich auch alle diese Freude fassen können? *) —

*) Der brave Wagner bekam seine Stelle wieder, und wurde bald darauf in eine bessere nach Graudenz versetzt, wo er noch im hohen Alter lebt.

VII.

VII.

Delesalle.

Der Dragonerlieutenant Delesalle befand sich, während der Eroberung von Egypten, bey der nach Syrien detaschirten Division des Generals Murat, als er bey einer Recognoscirung zwischen Jaffa und St. Jean d'Acre von den Arabern gefangen ward. Wie es ihm unter diesen barbarischen Horden ergangen, und wie er endlich wieder aus dieser schrecklichen Ge-

fangenschaft befreyt worden ist, mag der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

....

1.

Nach einer äußerst harnäckigen Vertheidigung, war ich endlich mit Wunden bedeckt, unter den Streichen der mich umringenden Feinde niedergestürzt. Schon glaubte ich vollends durchbohrt zu werden, als sie mich zu meiner großen Verwunderung auf eines der erbeuteten Pferde banden, und so den Rückweg nach ihren Gebirgen antraten.

Aber wieviel Beschimpfungen, wieviel Mißhandlungen hatte ich nunmehr nicht auszustehen? Soviel Dörfer wir passir-

ten, in jedem empfiengen mich die Einwohner mit einem furchtbaren Mordgeschrey. Diese schlugen mich, jene warfen mit Steinen nach mir, diese spuckten mich an, jene rissen mir meine zerfetzten Kleider ab — alle wetteiferten mit einander in Grausamkeit.

Endlich kamen wir in den Gebirgen an und hielten in einem Thale still. Der Anführer ließ mich von dem Pferde nehmen, deutete mir an mich vor ihm niederzuwerfen, zog seinen Säbel, und schwang ihn wüthend hin und her.

„Jaffa! Jaffa! — Marasthe!“ — rief er mit dem Ausdrucke des höchsten Unwillens, und ich erwartete den letzten

Todesstreich. Aber einige Minuten darauf theilte er sein Corps in kleine Haufen, ließ fünf Araber zu meiner Bewachung zurück, und ritt mit den übrigen von dannen.

Es war um neun Uhr Abends, noch hatte niemand an meine Wunden gedacht. Ich fühlte einen brennenden Durst, und war der empfindlichsten Kälte ausgesetzt, ohne daß einer dieser Barbaren Mitleid mit mir zu haben schien. Endlich gegen eilf Uhr machten sich vier von ihnen auf, um etwas Holz zu holen, während der fünfte mich ziemlich unbesorgt hinter sich sitzen ließ.

„Jetzt oder niemals!“ — sagte ich

zu mir selbst, raffte mich auf, und kroch von der Dämmerung begünstigt, unbemerkt in das Gebüsch hinein. Baarfuß, mit völlig zerrißnen Kleidern, mit blutenden Wunden, schleppte ich mich nun ohne verfolgt zu werden, immer weiter den Felsen hinan.

Tausendmal glaubte ich liegen zu bleiben, tausendmal war ich im Begriffe, in die Abgründe zu stürzen, dennoch hatte ich endlich gegen Morgen den andern Abhang erreicht. Ich wußte, daß unsere Division in dieser Gegend stand, und glaubte nun am Ziele meiner Leiden zu seyn.

Aber wie groß war mein Entsetzen, als ich mich mit Anbruch des Tages zwi-

schen zwey feindlichen Dörfern und wenigstens eine Stunde von unserem Lager befand! Noch jetzt bey dieser Erinnerung überfällt mich ein kalter Todesschweiß. Erschöpft, mit aufgeschwollener Zunge, mit gelähmten Gliedern, mit verlöschenden Augen, sank ich ohnmächtig zur Erde hin.

Ich weiß nicht wie lange ich in dieser Erstarrung gelegen haben mag, doch fühlte ich mich beym Erwachen wie von neuem belebt. Eben wollte ich mich wieder aufraffen, als ich von drey bewaffneten Türken bemerkt, und abermals zum Gefangenen gemacht ward.

Augenblicklich banden sie mich auf ein Pferd, brachten mich in das nächste Dorf

und warfen mich in ein enges Gefängniß. Hier lag ich völlig entkräftet, bis mir einer ihrer Camaraden, den mein elender Zustand rührte, etwas Reiß und Wasser geben ließ.

2.

So war es Abend geworden, als ich aus meinem Gefängnisse geholt, und vor den Commandanten dieses Postens geführet ward. Nach einigen unbedeutenden Fragen, die sein Dollmetscher in italienischer Sprache an mich thun mußte, kam auch endlich die vornehmste, ob ich ein Muselmann werden wollte?

Ich beantwortete sie natürlich verneinend, berufte mich auf den Eid, der mich

an mein Vaterland bände, und schlug ihm endlich vor, mich gegen ein Lösegeld von hundert Piastern an unsere Vorposten auszuliefern. — Er schüttelte den Kopf, ward äußerst unwillig, und befahl mich in das Gefängniß zurückzuführen.

Es war um neun Uhr Abends, ich versuchte ein wenig zu schlummern, ward aber schon um Mitternacht noch einmal zu dem Commandanten geholt. Drohend befahl er mir die Gebete an Mahomed herzusagen, ich blieb unerschütterlich. Endlich, nachdem er alle Beschimpfungen, alle Drohungen erschöpft hatte, wurde ich auf seinen Befehl zur Thüre hinausgebracht.

Drey Reuter banden mir die Hände

auf den Rücken, schnürten mir die Daumen zusammen, und trieben mich wüthend vor sich hin.

Mit unsäglichen Schmerzen hatte ich kaum einige Schritte vorwärts gethan, als ich ohnmächtig zu Boden sank. Plötzlich stiegen sie ab, rafften mich auf, banden mich auf ein Pferd, und setzten die Reise in heftigem Trabe fort.

So kamen wir endlich in einem kleinen Dorfe an, wo ich in eine elende Hütte gebracht, und der Aufsicht einiger Mauren übergeben ward. Ich glich einer Leiche, war über und über mit Blut bedeckt, und sank vor Mattigkeit auf die Erde hin.

Vergebens suchte ich meine Wächter

zum Mitleid zu bewegen, sie betrachteten mich mit barbarischer Gleichgültigkeit. Endlich mit Tages Anbruch kamen meine drey Türken zurück, banden mich wieder auf das Pferd, und setzten die Reise zu meinem großen Schrecken nach St. Jean d'Acre fort.

Es war den sechs und zwanzigsten Ventose 1798. als wir endlich an den Thoren von St. Jean d'Acre in demselben Augenblicke ankamen, wo Pascha Dschezar sämmtliche Einwohner aus der Stadt getrieben hatte. *)

---

*) Um sich nehmlich mit seinen viertausend Albanesern bis aufs äußerste zu vertheidigen.

Plötzlich sehe ich mich von einem Haufen bewaffneter Menschen umringt; von allen Seiten pfeifen Kugeln bey mir vorbey, von allen Seiten dringen Lanzen und Säbel auf mich ein. Nur mit Mühe gelang es endlich meinen Begleitern mich diesem barbarischen Haufen zu entreißen, und dem an dem Gatter haltenden Pascha Dschezzar vorzustellen.

Ich werde vorgeführt, er sieht mich mit heimtückischer Freude an, und befiehlt seinem Dollmetscher mir einige Fragen vorzulegen. — „Wenn und wo bist du gefangen worden!“ — Es schien mir dienlich ihm meine erste Flucht zu verbergen, ich gab mich also für den Gefangenen jener

Türken aus. — Hierauf ward ich in einen Kerker gebracht, wo man indessen zum ersten male nach meinen Wunden sah.

In der That schien auch jetzt das Ende aller meiner Leiden gekommen zu seyn; denn in demselben Augenblicke stieg der Commodore Sidney Smith vor dem Pallaste des Paschas ab, hörte von mir sprechen und verlangte mich zu sehen.

Ich wurde demnach aus meinem Kerker geholt, und ihm in meiner ganzen Schreckensgestalt vorgestellt. Er erkundigte sich nach meinen Schicksalen, schien gerührt zu seyn und versprach mir mit vieler Herzlichkeit sein Möglichstes für mich zu thun.

Ich verließ ihn und ward in ein anderes Gefängniß gebracht, wo ich noch eilf christliche Kaufleute aus Jerusalem, Damaskus und Cairo nebst einem Geistlichen fand.

Sie gaben sich mir zu erkennen, wuschen mir die Füße, theilten ihre halbverfaulten Kleider mit mir, und boten mir ihre letzten Reste von Reiß und Wasser an. — Ach! ich habe ihren Edelmuth nicht belohnen können, bey dem ersten Kanonenschusse unserer anrückenden Truppen wurden sie alle erwürgt.

Nur dem Commodore Smith habe ich es zu verdanken, wenn ich selbst diesem Schicksale entgieng. Es war eilf Uhr

Nachts, den 27. Ventose, als plötzlich der Oberste der Albaneser mit funfzehn seiner Leute und dem Dollmetscher in mein Gefängniß trat.

„Sie sind frey, mein Herr!" — sagte der letzte — „Sie sind frey!" — Ich hielt diese Anrede für eine barbarische Ironie, antwortete ihm mit Verachtung, und raffte mich auf. — „Ich folge euch!" — sagte ich — während sich die Soldaten in zwey Reihen stellten, und so giengen wir mit einander durch die verödete Straße fort.

Aber wie groß war meine Freude, meine Überraschung, als wir bald darauf in dem Hause des englischen Consuls an-

ka-

kamen und ich die Bestätigung von des Commodore edelmüthiger Verwendung erhielt! —

Sogleich ließ mir der Consul einige Erfrischungen geben, warf mir einen großen Caputrock über, führte mich zu den Thoren hinaus und begleitete mich an das Ufer des Meeres.

Ich steige in eine Schaluppe, ich komme an Bord des englischen Schiffes und bin nun in weniger als einer Stunde von allen meinen Leiden befreyt.

Edler Sidney Smith! großmüthiger Feind! Dir bin ich mein Leben schuldig! Du hast mich meinen Freunden, meiner Gattin, und meinem Vaterlande

wiedergegeben! Wie glücklich bin ich, dich jetzt zum Freunde zu haben!

Der Verfasser ward hierauf an Bord eines Parlementairschiffes, mit noch mehrern andern Gefangenen nach Europa abgeschickt, und kam nach einer sehr gefährlichen Fahrt den 24sten Prairial zu Toulon an.

VIII.

W r i g t h.

Lieutenant Wrigth befand sich am Bord der englischen Fregatte Proserpine, die den nach Berlin bestimmten außerordentlichen Gesandten Mr. Grenville zu Anfange des Jahres 1799 nach Hamburg bringen sollte. Schon hatte man einen Lootsen von Helgoland an Bord bekommen und glaubte Curhaven vollends erreichen zu können, als die Fregatte den 31sten Januar Morgens um acht Uhr

auf den Grund gerieth, und die Lage der Equipage mit jeder Minute gefährlicher ward. Dies zur Einleitung, des übrige mag der Verfasser selbst erzählen.

••••••••••••••••••••••

1.

Vergebens hatten wir den ganzen Tag gearbeitet, um das Schiff wieder flott zu machen; die unübersehbaren Eisfelder, die mit der Ebbe herunter kamen, drohten uns jeden Augenblick zu zerschmettern.

Noch glaubten wir indessen einige Hoffnung zu haben, als sich Abends um neun Uhr (1sten Februar) ein heftiger Sturm

erhob, bey dem das Steuerruder weggerissen, und das ganze Hintertheil des Schiffes eingeschlagen wurde. Die Folge davon war, daß die Fregatte immer fester auf dem Grunde zu sitzen kam, und jeder seinem Tode entgegensah.

In dieser traurigen Lage ward am zweyten Morgens ein allgemeiner Kriegsrath gehalten und einmüthig beschlossen das Schiff zu verlassen, um über das Eis nach der Insel Neuwerk zu gehen. Da jenes aber bey halber Ebbe, und dieses mit der größten Behutsamkeit geschehen mußte, brachten wir den ganzen Vormittag mit den nöthigen Einrichtungen zu.

Endlich ein Viertel nach ein Uhr Nachmittags schien der günstige Augenblick gekommen, und alles in Ordnung gebracht zu seyn. Sechs von uns beschlossen daher einen Versuch zu machen und ließen sich vom Schiffe hinab. —

Sie gehen einige hundert Schritte fort, und kommen mit der trostlosen Nachricht zurück, daß die Eisschollen durch viel zu große Zwischenräume getrennt, und trotz aller unserer Anstalten nicht einmal zu passiren sind. *)

*) Wir wollten nemlich Planken mitnehmen, um auf diesen von einer Scholle zur an=

Was war zu thun? Es blieb das einzige Mittel zu unserer Rettung, es ließ uns wenigstens eine Möglichkeit sehen. Wir beschlossen daher noch einen Versuch zu machen, zumal da das Eis auf der andern Seite etwas näher zusammenzuhängen schien. Eilends ließen wir uns nun einer nach dem andern aus dem Schiffe hinab, fanden den Übergang möglich, und marschirten nun herzhaft auf dem krachenden Eise fort. Indessen litten wir troß aller unserer warmen Bedeckungen und

---

dern zu kommen. Eben so sollten sich die einzelnen Divisionen an Stricken anhalten u. s. w.

Stärkungsmittel, bey der Länge des Weges außerordentlich. Man denke sich das Unternehmen, bey einem heftigen, uns gerade entgegenkommenden Ostwinde, und unter beständigem Schneegestöber, mehrere Stunden Weges auf schwankenden oft mit Wasser bedeckten Eisschollen zu machen!

Die durchdringende Kälte, die Schwierigkeit einige Schritte vor sich zu sehen, die Ungewißheit, mit der wir auftreten, und die beständige Todesangst, in der wir uns befinden mußten! —

Man denke sich alle diese Umstände zusammen, und man wird sich einen Begriff von unserer Freude machen können, als wir endlich die Insel erreicht, und die

schreckliche Eisfläche hinter uns hatten. Jauchzend sprangen wir auf den beschneyten Sand hinüber, dankten Gott für unsere Erhaltung, und erhoben ein dreymaliges Freudengeschrey.

2

Es war Nachmittags um vier Uhr, als wir endlich in dem Dorfe Neuwerk ankamen und unsere Mannschaft sogleich in die Bauerhöfe vertheilen ließen.

Wir hatten eine Menge Verwundete und Erfrorne, hofften aber wenigstens alle beysammen zu seyn. Allein zu unserm großen Schmerze erfahren wir schon am andern Morgen das Gegentheil.

Es wurden nehmlich nicht weniger als vierzehn Personen, unter andern auch eine Frau mit ihrem Säuglinge vermißt. Leider schien auch wenig Hoffnung zu ihrer Rettung vorhanden zu seyn, da die Kälte in der vorigen Nacht noch um einige Grade gestiegen war.

Vier Tage hatten wir in Neuwerk zugebracht, und unsere Kranken nach Möglichkeit gepflegt, als endlich beschlossen ward, den Gesandten vollends über den Canal zwischen der Insel und dem festen Lande, nach Cuxhafen hinüber zu bringen.

Ich ward in dieser Absicht mit einem Detaschement von zwey und achtzig Mann voran geschickt und trat also den sechsten

Februar des Morgens um sieben Uhr meine neue gefahrvolle Reise an. Doch um dieses zu verstehen, werden einige Erklärungen nöthig seyn.

So leicht nemlich der genannte Canal in der guten Jahreszeit während der Ebbe mit Wagen, während der Fluth mit Evern *) zu passiren ist, so findet im Winter beydes, wegen des zu schwachen oder zu vielen Eises, öfters gar nicht statt.

Jetzt kam es daher darauf an dem Gesandten durch den schwachgefrornen Canal, einen Weg zu bahnen, durch den er während der Ebbe fahren könnte. Um dieses

*) eine Art platter Fahrzeuge.

zu bewerkstelligen, ward ich also mit meinem Detaschement voran geschickt, während uns Mr. Grenville mit seinem Gefolge auf dem Fuße nachkam.

Die Kälte war heftig, und der Wind immer derselbe; gleichwohl brachten wir an drittehalb Stunden bis an den Gürtel im Wasser zu.

Wird mans glauben, unsere Reise nach Neuwerk, war gegen diesen Übergang eine Kleinigkeit; auch kamen wir erst halb eilf Uhr völlig ermüdet in Cuxhaven an. Sechszehn Leuten von dem Detaschement mußten mehrere Glieder abgelöset werden; u. s. w.

3.

Jetzt noch einige Nachrichten von dem Schicksale der Proserpine. Die Fregatte war bis zum achten Februar immer auf dem Grunde geblieben, als es endlich der Steuermann mit noch einigen Matrosen wagte noch einmal an Bord zu gehen.

Sie fanden zwey von ihren Kamaraden auf dem Schiffe, wovon der eine freywillig dort geblieben, der andere aber schon am ersten Tage von Neuwerk wieder dahin zurück gekehrt war. Sie hatten das Glück mehrere kostbare Effekten von Mr. Grenville zu retten, und kamen wohlbehalten wieder in Neuwerk an.

Indessen waren noch immer eine Menge wichtiger Sachen, besonders Documente u. s. w. auf dem Schiffe geblieben, an deren Erlangung den Offizieren allerdings sehr viel gelegen war. In dieser Absicht entschloß sich also der Steuermann in Begleitung des Wundarztes, Oberbootsmannes u. s. w. sieben Personen zusammen, eine abermalige Reise dahin zu unternehmen.

Sie kamen glücklich an Bord, wurden aber durch ein dichtes Schneegestöber verhindert zurückzukehren, und mußten die Nacht auf dem Schiffe zubringen.

Man denke sich ihr Entsetzen, als sie sich am folgenden Morgen in offener See befan-

fanden. Das Schiff hatte sich nemlich in der Nacht aufgerichtet, und war von dem Eise mit fortgetrieben worden.

Indessen verlohren diese muthigen Seeleute bey allem Anschein eines unvermeidlichen Todes dennoch die Hoffnung nicht. Sie sahen bald, daß sie an der Küste von Holland hinuntertrieben, und schmeichelten sich also zwischen den Inseln, oder an einem der Eingänge des Zuydersees ankern zu können.

Muthig machten sie sich hierauf an die Pumpen, und erhielten so das Schiff an sechs und dreyßig Stunden über Wasser, bis sie sich endlich bey der preußischen Insel Baltron retten konnten.

Da aber das Schiff abermals auf den Grund gerathen, und an allen Orten beschädigt war, überließen sie es den Wellen, und kehrten bald darauf mit der ganzen übriggebliebenen Schiffsgesellschaft, nach England zurück.

IX.

Meilhan.

Meilhan gehörte zu den unglücklichen Girondisten die im Julius 1793 von der Bergparthey geächtet worden waren. Er befand sich mit mehrern seiner Collegen zu Caen, und beschloß mit diesen nach Quimper zu gehen. Die Abentheuer, die Beschwerden, die Gefahren dieser Reise, machen den Inhalt folgender Erzählung aus.

1 [illegible] Normandie 2 [illegible] basse Bretagne, au pays de C

I.

Wir waren unserer neunzehn beysammen, nehmlich außer mir die Deputirten Pethion, Büzot, Barberoux, Louvet, Salles, Bergoing, Lesage, Cußy und Giraux, zwey andere junge Leute Düpres und Riouffé, Büzots treuer Bedienter Joseph, und endlich ein Sergeant, ein Corporal und vier Soldaten von dem zu unserer Parthey gehörigen Bataillon von Finist rre, die uns zu Wegweisern dienen sollten. Wir hatten uns mit Pässen unter fremden Nahmen, und guten Waffen versehn, und waren fest entschlossen unsern Verfolgern entweder durch List, oder durch Gewalt zu entgehen.

So waren wir denn die erste Nacht bey einem gutmüthigen Bauer geblieben, und langten am andern Morgen um neun Uhr in der Stadt Moncontour an.

Wir gehen über den Marktplatz, wir kommen glücklich zu dem andern Thore hinaus, ohne angeredet, ohne angehalten zu werden. Aber kaum befinden wir uns wieder im freyen Felde, als uns einer unserer Freunde der Kriegscommissair Botidoux aus Caen nachgeeilt kommt.

„Ihr seyd verloren!" — hub er an — „wenn ihr nach Qvimper geht." — Ich weiß nicht, ob es Irrthum, oder Vermuthung von seiner Seite war, genug wir fanden soviel Widersprüche in seinen Vor-

stellungen, daß wir unsern ersten Plan unverändert beyzubehalten beschlossen. Nach einem Tagelangen Marsche kamen wir also in dem Dorfe Ploernevel an, und quartirten uns in einer Scheune ein.

Ich war zu sehr ermüdet, um unausgezogen schlafen zu können. Bis vier Uhr Morgens hatte ich mich daher auf meinem elenden Lager herum geworfen, als ich plötzlich an das Scheunenthor klopfen und zugleich rufen hörte: „Im Namen des Gesetzes! Macht auf!"

Ich wecke meine Nachbarn, der Ruf wird wiederholt; in einigen Minuten ist alles wach. „Ins Gewehr! Ins Gewehr!" — schreyen wir alle mit einer

Stimme, nehmen unsere Flinten und Säbel und stellen uns dem Eingange gegenüber in Ordnung. Endlich schiebe ich den Riegel zurück, während man außerhalb die Zugänge besetzen läßt.

Das Thor springt auf, wir sehen den Maire mit einem Haufen Nationalgarden vor uns stehen. — „Wer seyd ihr! — Wo kommt ihr her!“ — hub er ein wenig verlegen an. — Man hat euch für verkleidete Priester gehalten, und daher von Rothernain eine Brigade hergeschickt. Wo sind eure Papiere? — Laßt sehen!“ — Lachend zeigen wir ihm unsere Pässe, er untersucht sie, und heißt uns mit nach Rothernain gehen.

„Warum nicht!“ — antworteten wir mit angenommener Munterkeit, probirten unsere Flinten, und zeigten eine Bravour, die uns die Achtung der Brigade erwarb.

Endlich kamen wir nach Rothernain, und marschirten ohne das Gewehr zu strecken in den Distriktssaal hinauf. Der Präsident sah unsere Pässe flüchtig durch und schien zufrieden zu seyn. Nur einer der Beysitzer, ein wüthender Jacobiner, sprach immer von der Guillotine. — „Sie dachten Priester zu erhaschen?“ — sagte einer von uns. — „Nein!“ — gab er wüthend zur Antwort — „Etwas besseres — „Verräther glaubten wir dem

Schwerdte des Gesetzes überliefern zu können!"

„Da haben Sie sich sehr geirrt!" — erwiederte ich — denn eben gegen diese sind wir auch bestimmt!" — Der Präsident befahl darauf uns in dem untern Saale einige Flaschen Cider u. s. w. zu geben, und wir nahmen diese Erfrischungen mit vielem Danke an. Indessen ward immer einer von uns als Schildwache an die Thüre gestellt, um gegen einen etwanigen Überfall auf unserer Hut zu seyn.

Einige Minuten darauf trat einer der Municipalitätsbeamten herein. — „Sehen Sie meine Herren!" — sagte er — indem er uns einen anonymen Brief

hinhielt — „Ob wir Sie nicht verdächtig finden mußten!" — Wir drängten uns um ihn herum, und durchliefen den Brief. Er enthielt die genaueste Angabe von unserer Flucht unseren Wegweisern u. s. w. Wir schienen über diese angebliche Verwechselung zu lachen, aber man kann denken, wie uns zu Muthe war.

Indessen brachen wir auf, fest entschlossen unser Leben aufs äußerste zu vertheidigen, und langten endlich nach einem äußerst beschwerlichen Marsche in einem nur vier Lieuen von Q v i m p e r entfernten Dorfe an. Es war Abends, wir glaubten hier übernachten zu können — plötzlich erfahren wir, daß das ganze Wirthshaus voll Gens-

darmes liegt. Wir schlichen langsam vorüber, wir hören ihr Lärmen und Schreyen, auf einmal springt ein kleines Mädchen, die uns kommen sieht, zum Hause hinein. — „Da sind Sie! — Da kommen Sie!“ hören wir sie rufen — Schon spannten wir unsere Hähne, um die Gensdarmes zu empfangen — aber sie blieben ruhig sitzen, und schienen völlig mit ihren Flaschen beschäftigt zu seyn.

2.

So langten wir denn endlich nach einem ununterbrochenen Marsche von zwey und dreyßig Stunden zwischen acht und neun Uhr Morgens glücklich vor

Quimper an. Wir hatten einen unserer Begleiter vorangeschickt, wie groß war unsere Freude, als wir ihn bald darauf mit dem biedern Abyral *) zurückkommen sahen! Indessen mußten wir noch den ganzen Tag bey einem Geistlichen zubringen und wagten erst in der Dämmerung in die Stadt zu gehen.

Ein anderer von unsern Freunden hatte eine Barke nach Bordeaux für uns gemiethet, die aber noch nicht segelfertig war. Wir wurden daher auf verschiedene Landhäuser vertheilt, und glaubten hier völlig gesichert zu seyn. Allein die Unge-

*) Damaligen Procureur des Distrikts.

heuer in Paris hatten unsere Spur entdeckt und boten das ganze Departement zu unserer Verfolgung auf.

Mit unsäglicher Mühe wurden wir daher aus einem Zufluchtsorte in den andern gebracht, bis endlich die Barke am vierzehnten Tage segelfertig, und der Augenblick unserer Erlösung gekommen war.

Wir segeln den Fluß hinunter, werden von den Zollbedienten visitirt, zeigen unsere falschen Pässe vor, und kommen endlich glücklich in See. Nach drey Tagen laufen wir in die Gironde ein, werfen bey Bec d'Ambes Anker, und berathschlagen nunmehr was zu thun ist. Endlich wird beschlossen, daß ich und Bergoing an das

Land gehen und von unsern Bekannten Nachrichten einziehen sollen.

Gesagt! gethan! — Wir gehen an das Land und eilen zu meinem Freunde Montbalon. — Noch war Bordeaux nicht von den revolutionairen Truppen besetzt, augenblicklich schickten wir demnach einen Boten mit dieser tröstlichen Nachricht an das Schiff zurück. Meine Gefährten kamen in die Stadt, und jeder sah sich nun bey seinen Verwandten oder Freunden nach einem Zufluchtsorte um.

Fünf Wochen hatte ich in völliger Sicherheit in meinem Asyle zugebracht, als die jakobinischen Commissäre mit ihrer Cannibalen-Horde auch nach Bordeaux kamen.

Ich

Ich eilte daher das Haus meiner edeln Freunde zu verlassen, um auf das Land zu gehen. Aber wer hätte bey diesen Nachforschungen lange verborgen bleiben können. Wenig Tage darauf sah ich mich schon gezwungen, wieder auf einen neuen Zufluchtsort zu denken.

Ich wählte meine Vaterstadt Bayonne, und hatte das Glück einen Reisegefährten zu finden, dem ich im eigentlichen Verstande mein Leben schuldig bin. Er hieß Dade, galt für einen wüthenden Jacobiner, war aber im Grunde ein äußerst menschenfreundlicher Mann. Er nahm mich zu sich, verschafte mir einen Paß als Mützenhändler, und machte sich endlich

den siebenten November mit mir auf den Weg. Um indessen auf jeden Fall gesichert zu seyn, hatte ich mich mit einem Fläschgen Opium versehen.

Wir reisen ab, werden wohl zwanzigmal angehalten, aber immer wieder fortgelassen, und kommen endlich in Mont de Marsan an. Hier mußte sich Dade von mir trennen, und ich setzte nun meine Reise ohne Begleiter fort. Mehrmals traf ich dabey auf Leute, die mich gekannt hatten, und deren Gesinnungen mir verdächtig waren, aber immer gelang es mir, ihnen auszuweichen, wiewohl ich dabey häufig in große Verlegenheiten kam.

Jetzt hatte ich mich Bayonne bereits genähert, als ich auf einmal meinen vorigen Plan zu verändern beschloß. Plötzlich wende ich mich also links, und eile zu einem alten Freunde Namens Galant, der in der Nähe ein Landhaus besaß. Er nahm mich auf, und verbarg mich, wiewohl der Tod darauf stand. Ohne ihn wäre ich verloren gewesen, da in Bayonne noch denselben Abend eine allgemeine Haussuchung gehalten ward.

Funfzig Tage war ich bey Galant gewesen, als mir mein dasiger Aufenthalt nicht mehr sicher genug zu seyn schien. Wir mußten daher auf einen neuen Zu-

fluchtsort denken, der noch verborgener war. Galant hatte endlich einen aufgefunden, und so beschloß ich dahin abzugehen. Es war den dreyßigsten December Abends um neun Uhr als ich Galants Haus in Begleitung eines treuen Führers verließ.

D.r Himmel war mit dicken Wolken bedeckt, und man konnte keine Hand breit vor sich sehen. Indessen wanderten wir immer an dem Flusse fort, und glaubten gegen eilf Uhr schon wenigstens drey Lieuen von Bayonne zu seyn. Aber wie groß war unser Entsetzen, als wir uns auf einmal in dem nur eine Lieue davon entfernten Flecken Mouguerre befanden. Da nun aber mein Führer einmal von dem

Wege abgekommen war, mußten wir uns entschließen, wieder auf die Landstraße zu gehen.

Endlich erreichten wir gegen ein Uhr nach Mitternacht ein einsames Bauerhaus, etwa noch eine Lieue von dem Flecken Hasparen. Äußerst ermüdet wagten wir einzutreten, fanden die Leute zum guten Glück noch wachend, und stärkten uns mit etwas Brod und Brandwein.

Gegen Morgen machten wir uns von neuem auf den Weg, ruhten den übrigen Tag bey einem mir angewiesenen Freunde aus, und kamen endlich in der Nacht zum zweyten Januar kurz vor ein Uhr in einem neuen Asyle an.

Hier blieb ich bis zu dem glücklichen neunten Thermidor,*) wo ich wieder nach Bayonne gieng. Ach ich glaubte hier meine Gattin, meine Tochter, meine Mutter, meine Schwester umarmen zu können, aber Kummer und Sorge hatten alle meine Lieben hinweggerafft. Weinend stand ich bey ihren Gräbern — doch der Schmerz verschließt meine Lippen — ich muß abbrechen.

*) Wo Robespierre bekanntlich gestürzt ward.

X.

Spearing.

Es war den 13 September 1769 als der Lieutenant Spearing auf einer kleinen Reise in der Gegend von Glasgow das Unglück hatte in eine alte Steinkohlengrube zu fallen. Wie es ihm darinnen ergangen und wie er wieder daraus gerettet worden ist, mag der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

....

L Ville de L'ecosse, il s'y fait grand comerce à cause de son port, on l'apelle le paradis de L'Ecosse.

I.

Wohl eine halbe Stunde lang hatte ich völlig besinnungslos gelegen, als ich mich, eine kleine Zungenwunde ausgenommen, zu meinem großen Erstaunen ohne alle Beschädigung in einer tiefen Grube befand. Ich zog meine Uhr heraus, sah, daß es erst zehn Minuten nach ein Uhr war, und konnte also hoffen, mich irgend einem der Vorübergehenden durch mein Geschrey zu erkennen zu geben.

Indessen kam der Abend heran, ohne daß mich jemand gewahr zu werden schien. Zu gleicher Zeit fieng es heftig an zu regnen, so daß das Wasser in kurzem in die Grube drang. In dieser trostlosen Lage

blieb mir nichts mehr übrig, als mich so gut als möglich zum Schlafen hinzustrecken, wiewohl ich, wie man leicht begreifen kann, die ganze Nacht kein Auge zuthat.

So brach der Morgen an, der Regen schien etwas nachzulassen, ich konnte ein kleines Stück vom Himmel sehn, und hörte ein Rothkehlchen singen, das über der Grube saß. Bald darauf vernahm ich das Geräusch einer benachbarten Mühle, hörte einige Pferde auf der Landstraße vorüber traben und unterschied mehrere Menschenstimmen, wovon eine mir bekannt zu seyn schien.

Voll Freude wieder mit der lebendigen Welt zusammen zu hängen, strengte ich

nun alle meine Kräfte an, um laut um Hülfe zu rufen, da aber der Wind auf die Grube stieß, mußte das alles natürlich vergebens seyn.

Auf diese Art war der vierzehnte, funfzehnte und sechszehnte September vergangen. Ich hatte wenig Hunger, aber desto mehr Durst gehabt und im eigentlichen Verstande blos von Wasser gelebt. Unzähligemal hatte ich Stimmen in der Nähe gehört, aber immer blieb ich dem Anscheine nach noch völlig unbemerkt. Da ich indessen täglich den Himmel sehen und mein Rothkehlchen singen hören konnte, erhielt ich mich immer heiter und hoffnungsvoll.

Sonntags den siebzehnten war mein Geburtstag, Montags den achtzehnten hörte der Regen auf, Dienstags den neunzehnten ward meine Hoffnung immer stärker, endlich Mittwochs den zwanzigsten sah ich zum erstenmal wieder mit unaussprechlichem Entzücken die Sonne aufgehen.

Eine Menge phantastischer Wolkenschatten gaukelten an den Wänden der erhellten Grube vorüber, und in den benachbarten Gebüschen sangen die Rothkehlchen ihr Morgenlied. Auch ich schickte mein Gebet zu dem Herrn des Lebens empor, meine Augen flossen von sanften Thränen über,

und mein Herz war von süßen Ahnungen bewegt.

2.

Gott sey gelobt! ich hatte mich nicht getäuscht, denn plötzlich trat der Augenblick meiner Errettung ein. Einige Minuten darauf hörte ich nemlich einige Stimmen, die der Grube immer näher kamen, rufte um Hülfe, und bekam sogleich eine freudige Antwort.

„Er lebt noch! Er lebt noch!" hörte ich oben sagen, erkannte zweye meiner Freunde, und rief ihnen sogleich von neuem zu. Glücklicherweise gieng eben ein Kohlenarbeiter vorbey, der einige Seile

bey sich hatte. Man ließ mir eins davon herunter, ich knüpfte es mir um den Leib, und ward auf diese Art in wenig Minuten wohlbehalten zu Tage gebracht.

Jetzt erst fühlte ich, daß ich völlig entkräftet war, doch konnte ich noch so ziemlich bis zu der benachbarten Mühle gehen. Hier aber zeigte es sich bald, daß die anhaltende Feuchtigkeit mir eine Geschwulst in den Beinen verursacht hatte, die allerdings sehr critisch zu seyn schien.

Zum Unglück fiel ich in die Hände einiger Pfuscher, bekam eine förmliche Entzündung, und wurde endlich in diesem trostlosen Zustande nach Glasgow gebracht. Nachdem ich hier den ganzen Winter über

unbeschreiblich daran gelitten hatte, mußte ich mich endlich den zweyten May 1770 zu der Amputation des linken Fußes entschließen, die mit unsäglichen Schmerzen verbunden war. Seit dieser Zeit indessen habe ich auf dem Lande gelebt, und genieße jetzt (im August 1793) einer vollkommenen Gesundheit. *)

*) Der Erzähler ist indessen fünf Jahr darauf gestorben.

XI.

Ramel

und seine

Unglücksgefährten.

Ramel war Commandant der Garde des gesetzgebenden Corps, und wurde nach dem bekannten Triumphe der Direktorial-Majorität (18. Fructidor, 4. September 1797) mit noch sechszehn andern Personen nach Cayenne deportirt. Was er auf dieser schrecklichen Reise und während seines dortigen Aufenthalts erfahren, und gelitten hat, mag der Gegenstand seiner eigenen Erzählung seyn.

---

i Isle de l'Amerique meridionale d'environ 18 lieues de tour. –

1.

Es war den ein und zwanzigsten September 1797 Nachmittags um drey Uhr, als wir endlich nach einer vierzehntägigen äußerst beschwerlichen Reise vor den Thoren von Rochefort still hielten. Schon hofften wir uns wenigstens einige Tage erholen zu können, als unsere Convoy sich plötzlich schwenkte, und uns um die Stadt herum, in gerader Richtung nach dem Hafen hinfahren ließ. Schrecklicher herzzerreißender Augenblick! Wir fühlten, daß unser Schicksal nun auf ewig entschieden war.

Unter tausend Mißhandlungen, und dem drohenden Geschrey einer fanatischen

Menge, langten wir denn auf diese Art endlich am Hafen an. Ein Marine-Commissär rief uns namentlich auf, übernahm uns aus den Händen des Escortecommandeurs, befahl uns abzusteigen, und rufte das für uns bestimmte Boot herbey.

Wenig Minuten, und wir wurden an Bord eines kleinen zweymastigen Schiffes gebracht, das mitten auf der Charente lag. Man wirft uns in den Raum, man drängt uns gegen das Vordertheil, wo wegen der Nachbarschaft des Heerdes alles mit Rauch angefüllt war, und bietet uns nichts als Brod und Wasser an. Barthelemy, Marbois und Ducoudray litten unaussprechlich

— Wir versahen uns jede Minute unsers letzten Augenblicks. *)

So war es Mitternacht geworden, wir waren unter Segel gegangen, und hatten auf die Rhede ausgelegt. Plötzlich werden sechs von uns, worunter ich selbst, auf das Verdeck gerufen, in ein Boot geworfen und an Bord eines andern Schiffes gebracht. Die Finsterniß, das Rauschen der Wellen, die Verwünschungen der Matrosen — alles vermehrte diese schreckliche Ungewißheit.

*) Die Gefangenen fürchteten nemlich mitten in der Nacht ersäuft zu werden.

Wie groß war daher unsere Freude, unser Erstaunen, und unsere Rührung, als wir uns einige Stunden darauf wieder alle beysammen am Bord der Corvette la Vaillante sahen! Wir umarmten uns, wir glaubten dem Tode entgangen zu seyn, wir sprachen von der Möglichkeit einer günstigen Veränderung und überließen uns einige Augenblicke den heitersten Hoffnungen.

Plötzlich wird die Lucke aufgemacht, der Capitain kommt in Begleitung einiger Soldaten in den Raum, ruft Willot, Pichegru, Doßonville und mich mit Namen auf, und befiehlt uns in die sogenannte

Hölle *) zu gehen. Vergebens dringen unsere Gefährten darauf, unser Schicksal zu theilen, sie werden von den Soldaten zurückgetrieben, und müssen uns mit zerrissenen Herzen scheiden sehen.

In der That mußte unsere Lage in diesem Behältnisse ungleich schrecklicher, als die ihrige seyn. Ohne Hangmatten, ohne Decken, ohne den mindesten Ruheplatz konnten wir weder liegen noch aufrecht stehen. Der abscheuliche Geruch des Tauwerks, und die verpesteten Ausdünstungen

*) Ein Behältniß ganz vorn im Schnabel des Schiffes, wo allerley täglich nothwendige Kleinigkeiten aufbewahrt werden.

des Schiffsgrundes zogen uns beynahe Convulsionen zu. — Doch wozu diese schauderhaften Details alle einzeln aufzählen wollen — Es ist genug dieses Behältniß zu nennen, um jedem fühlenden Herzen verständlich zu seyn.

2.

So war die erste schreckliche Nacht vergangen, und wir befanden uns mit Anbruch des Tages bereits in offener See. Um acht Uhr warf man uns jedem einen Zwieback zu und ließ uns einen Eymer Wasser hinab. Um Mittag kam ein Fäßgen mit gekochten, in bloßem Wasser schwimmenden Bohnen hinunter, und hierin soll-

te von nun an unsere tägliche Ration bestehen.

Nachmittags bekamen wir widrigen Wind und bald darauf einen so heftigen Sturm aus Westen, daß sich der Capitain gezwungen sah, auf der Rhede von Rochelle vor Anker zu gehen. Es war ein neues Unglück für die Deportirten, denn am folgenden Morgen (23. September) ward er auf Befehl des Direktoriums durch einen der wüthendsten Jacobiner, den Capitain la Porte abgelöst.

Kaum war der neue Capitain am Bord gekommen, als er seine rauhe drohende Stimme vernehmen ließ — „Soldaten! ich befehle euch diese großen Verbrecher aufs

schärfste zu bewachen, und euch Matrosen verbiete ich bey Todesstrafe auf irgend eine Weise mit diesen Bösewichtern Gemeinschaft zu haben!" —

Hierauf machte er seine Runde, ließ uns namentlich aufrufen, und setzte hinzu: — „Wahrlich ihr seyd noch überglücklich, daß man euch so gnädig behandelt hat!"

Gegen drey Uhr Nachmittags hörten wir ein Boot anrufen, das, wie die Antwort lautete, mit einigen Effekten für uns beladen war. Der Capitain befahl den Leuten darauf umzukehren, und so vernahmen wir endlich, daß es der Sohn von Lafond Ladebat war.

Er hatte sich troß der hohen See auf

die Rhede gewagt, und bat jetzt flehentlich seinen Vater noch einmal sehen zu können! — Unglücklicher junger Mensch! — Alter bedauernswürdiger Vater! — Der Capitain blieb unerbittlich — Er drohte das Boot in den Grund zu bohren, nahm mit genauer Noth den Mantelsack an, und beschloß trotz des heftigen Sturmes sogleich unter Segel zu gehen.

Indessen mußten wir schon den folgenden Tag noch einmal in die Garonne einlaufen, bis endlich der Sturm ein wenig nachzulassen, und die Fortsetzung unserer Reise möglich zu seyn schien.

Acht Tage mochten wir etwa in See gewesen seyn, als wir uns bey dem Man-

gel an reiner Luft und guten Lebensmitteln beynahe zur Verzweiflung gebracht sahen. Das galt besonders von uns vier Gefangenen in der Hölle, die im eigentlichen Sinne einem Cloake glich.

Vergebens ließen wir den Capitain um etwas Stroh ersuchen, er verweigerte es uns mit der äußersten Grausamkeit. — „Was wollen sie?“ — sagte er — „Breter sind noch zu weich für diese Buben! — Ich wollte, ich könnte ihre Schlafstätte pflastern lassen!“ — Man denke sich unsere Lage — überdem litten wir in den ersten Wochen fast beständig von der Seekrankheit.

3.

Indessen wie alles sein Ziel hat, schien auch unser Elend endlich aufs höchste gestiegen zu seyn. Es war am vierten Oktober, Morgens um sieben Uhr, als bey der gewöhnlichen Öffnung der Lucke, der brave Capitain der Seesoldaten Namens Hurto, plötzlich in den Schiffsraum sprang, zwischen uns hinstürzte und sich den Fuß beschädigte. — „Meine Herren!“ — hub er eilends und unruhig an. — „Machen Sie mich nicht unglücklich! Machen Sie mich nicht unglücklich! Aber ich kann soviel Schändlichkeiten nicht mehr mit ansehn! — Hier ist Thee und Zucker! der Schiffsmeister Dominique wird Ihnen war-

mes Wasser bringen! — Hört ihr's Dominique? — Sie können ihm trauen — Wenigstens machen Sie mich nicht unglücklich — Ich brauche meinen Sold, um Frau und Kinder zu ernähren!" „Ach Gott!" — fuhr er mit thränenden Augen fort — „Daß ich solche Schändlichkeiten mit vollziehen helfen muß."

Er verschwand, Dominique brachte uns warmes Wasser, und wir blickten mit gerührtem Herzen zu dem braven Hurto hinauf, der an dem Rande der Luke blieb und wahrscheinlich Wache hielt.

Den neunten Oktober Morgens hörten wir von einem Schiffsjungen, daß wir um Cap Ortegal herum gekommen wä-

ren, und Abends hatten wir schon die europäische Küste aus dem Gesichte verloren. Der alte redliche Dominique fuhr indessen fort uns mit einigen Erfrischungen zu versehen, die er sich zum Theil von seiner eigenen Ration abbrach, bis er endlich einmal von dem Capitain entdeckt und sogleich mit dem Tode bedroht ward.

„Ja!“ — sagte er mit Festigkeit — „Ich gestehe es, aber es thut mir nur leid, daß es nicht noch mehr gewesen ist! — Lassen Sie mich meinetwegen auf der Stelle erschießen! — Was wollen Sie mehr. — Lassen Sie mich auf der Stelle erschießen!“

Der Capitain schwieg, der Lieutenannt

Dü-

Dübourg nahm Dominique's Parthey, die Matrosen schienen ebenfalls auf unserer Seite zu seyn. — Genug die Sache ward beygelegt, und Dominique fuhr wie gewöhnlich fort, uns von Zeit zu Zeit mit einigen Lebensmitteln zu versehen.

Leider reichten sie aber selten für unsern unersättlichen Hunger hin! Oft kauften wir daher dem Schiffsvolke Speck und andere unverdauliche Speisen zu den ungeheuersten Preisen ab, und verschlangen sie mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Schreckliche! schreckliche Periode! Mehrere von uns brachen in Wuth und Verzweiflung aus, und besonders Doßonville, dessen Zustand über alle Beschreibung gieng.

So hatten wir funfzig entsetzliche Tage zugebracht, als endlich die Corvette am zehnten November Abends um fünf Uhr auf der großen Rhede von Cayenne vor Anker gieng. Wir unterhielten uns die ganze Nacht von unserm künftigen Aufenthalte; von den herrlichen Früchten die wir pflücken würden, u. s. w. bis endlich am andern Morgen eine Gorlette uns in Empfang zu nehmen kam.

Wir mußten uns daher am Bord derselben begeben, segelten in den Hafen hinein, und wurden einige Stunden darauf ans Land und in das Hospital gebracht. Hier fanden wir Pflege und Bequemlichkeit; und glaubten den Versicherungen des

Intendanten zufolge, endlich am Ziele unserer Leiden zu seyn.

4.

Leider mußten wir aber alle diese Hoffnungen schon am folgenden Tage wieder verschwinden sehen. Unser Capitain hatte nehmlich mit dem Agenten des Direktoriums allein zu sprechen, und ihn aufs äußerste gegen uns einzunehmen gewußt. Wir wurden daher wie förmliche Gefangene behandelt, und schon am dritten Tage wieder nach Sinamary geschafft.

Es war den drey und zwanzigsten November, als wir nach einer zwölfstündigen Küstenfahrt in der Mündung des Sinamary vor Anker giengen.

Wir traten an's Ufer, und kamen rechter Hand bey einer einzeln stehenden Hütte vorbey. Einige von uns wollten ein wenig frisches Wasser haben; indessen trat der Eigenthümer, ein Herr Kormann, heraus. Er mochte kaum dreyßig Jahr alt seyn, dennoch hatte das ungesunde Clima schrecklich auf ihn gewürkt.

„Ach meine Herren!" — sagte er schwach und traurig — „Sie kommen in ein Grab!" — „Wir wissen es" — gab ihm General Murinais zur Antwort — „Je eher, desto besser!". — Welche Vorbedeutungen! — Man kann sich unsere Gefühle denken!

So langten wir endlich in dem Fort

an, wurden in sieben elende Hütten unter einem großen Schuppen *) einquartirt, und sahen uns nun gleich den scheußlichsten

*) Das Fort ist ein Viereck von etwa hundert Toisen, das an jeder Seite eine Bastion, und rundherum einen breiten mit Wasser angefüllten Graben, aber keine Außenwerke hat. Rechts am Eingange sind die Casernen, das Commandantenhaus, und einige Negerhütten; links waren unsere Schuppen und eine halbzerstörte Capelle, an der hintern Seite ist die Wohnung des Zeugmeisters, an der vordern die Hauptwache. Der innere Platz ist mit Orangenbäumen besetzt.

Verbrechern zu der schrecklichsten Existenz verdammt. Ohne Betten, ohne Mobilien, ohne Geräthschaften, in Hütten, die von dem ekelhaftesten Ungeziefer wimmelten, und bey einer Nahrung, die nicht selten ungenießbar war! — O Tage des Elends und der Verzweiflung! — Alles schien auf unsern langsamen Tod berechnet zu seyn!

Der erste, den wir mit blutendem Herzen verscheiden sahen, war der alte General Murinais. Er unterlag dieser scheußlichen Behandlung schon am dritten Tage nach unserer Ankunft, und gab uns ein rührendes Beyspiel von der höchsten Resignation. Wir begruben ihn so ehrenvoll, als es uns gestattet wurde, und kehr-

ten dann wehmüthig in unsere Kerker zu- rück.

Indessen ermannten wir uns bald, such- ten uns so gut als möglich zu beschäftigen und richteten einer den andern auf. Mar- bois besonders gab uns allen ein Beyspiel von Muth und Heiterkeit. Er wußte sich Bücher zu verschaffen, verfertigte sich Ti- sche und Stühle, brachte sogar eine Vio- line zu Stande, und spielte den Negern häufig zum Tanze auf.

Troncon Dücoudray schrieb Memoi- ren, Pichegrü lernte englisch, und sang uns Kriegslieder vor; Barthelemy und sein treuer Letellier beschäftigten sich mit der Scorpionenjagd; kurz jeder von uns

suchte sich seine Lage so erträglich als mög-
lich zu machen.

5.

Unterdessen waren seit unserer Ankunft in Sinamary über drey Monate vergangen, wir hatten Nachricht von der vollendeten Tyranney des Direktoriums erhalten, und die Wahrscheinlichkeit zu einer für uns günstigen Veränderung war völlig verschwunden.

In dieser Lage der Dinge beschlossen wir endlich unserer Acht an der Zahl lieber bey dem Versuche zu einer Flucht zu sterben, als diesem Elende, einem langsamen schmählichen Tode, entgegen zu sehen.

Wir theilten diesen Plan Barthelemy und seinem treuen Letellier, so wie Marbois, Lafond und Troncon mit; jene nahmen ihn mit Freuden an, da hingegen die drey letztern schlechterdings in Sinamary zurückbleiben wollten.

Aber wieviel Pläne und Berathschlagungen, ehe wir nur eine entfernte Möglichkeit zur Flucht entdecken konnten! Wohin sollten wir uns wenden? Auf welche Weise sollten wir uns eines Schiffes bemächtigen? Wo sollten wir einen der Küste kundigen Steuermann hernehmen? Wie sollten wir die Wachsamkeit unserer Henker täuschen? Wie viel Schwierigkeiten, wie

viel Gefahren, die alle überwunden werden mußten!

Endlich nachdem tausend Pläne gemacht und verworfen worden waren, blieben wir endlich bey dem letzten stehen. Wir wußten, daß die Einwohner von Surinam den lebhaftesten Antheil an uns nahmen, diese Colonie [illegible] uns also der sicherste Zufluchtsort zu seyn.

Wir hatten ferner am Fuße des Walles eine Pirogue bemerkt, auf der die gewöhnlichen Wachen nach der Landspitze hinübergebracht wurden, und die daher immer segelfertig lag; wir sahen sie als das einzige Mittel zu unserer Rettung an. Was endlich den Steuermann und die Täuschung

unserer Wächter betraf, so hieng alles von einem glücklichem Zufalle ab.

Und wirklich, ehe wir es vermutheten, hatte sich bereits alles nach unsern Wünschen gefügt. Ein Freund in Cayenne, ein Mann von Einfluß, den ich noch nicht nennen darf, hatte uns durch einen treuen Boten acht regelmäßige Päffe überschickt, wo jeder von uns unter einem fremden Namen aufgeführt war. Noch mehr, wenige Tage darauf brachte ein französischer Caper ein amerikanisches Schiff in den Hafen, dessen braver Capitain, Namens Tilly, zu unserem Retter ausersehen zu seyn schien.

Wie groß war nehmlich unsere Freude, unser Erstaunen und unsere Rührung, als er uns gleich nach seiner Ankunft in dem Fort, sobald wir unbemerkt seyn konnten, die herzlichsten Beweise seines Antheils gab. Er kam aus einem französischen Hafen, er hatte Briefe, Packete für uns mitgenommen, er war im Begriffe unter einem schicklichen Vorwande in Sinamary einzulaufen, als er nach den neuen Befehlen des Direktoriums an der Mündung des Hafens von einem französischen Caper genommen ward.

„Wie unglücklich!“ — fuhr er fort — „Ich dachte Sie zu retten und bin nun Ihr Mitgefangener — Aber

wenn ich Ihnen noch in etwas nützlich seyn kann, schenken Sie mir Ihr Vertrauen, ich will es zu verdienen suchen!"

Man denke sich den Eindruck, den diese Bekanntschaft auf uns machen mußte. O es war ein Bote des Himmels, ein Engel der Freyheit, der uns in dem entscheidenden Augenblicke unsers Lebens zu Hülfe kam! Gern vergessen wir die Briefe, die nun für uns verloren waren; ach wir sahen ja dem Tage entgegen, unseren Freunden wieder näher zu seyn!

Wenig Worte reichten hin, den Capitain von unserm Plane zu unterrichten. So sehr er anfangs beym Anblick dieser elenden Pirogue dagegen war; so fest be-

schloß er endlich von unserer Parthey zu seyn.

„Ich will meinen Steuermann, meinen braven Barrick mitnehmen!“ — setzte er hinzu — „Vielleicht begünstigt uns der Himmel, vielleicht können wir die holländischen Küsten erreichen, vielleicht habe ich denn doch noch die Freude, Sie gerettet zu sehen!“

Nach einiger Überlegung ward indessen festgesetzt, daß der Capitain selbst lieber zurückbleiben, und uns blos den braven Barrick mitgeben sollte. — „Es wird weniger Aufsehen machen, und weniger Verdacht erregen, als wenn Sie als Capitain der Prise verschwinden! sagten wir zu ihm

— Indessen kostete es uns nicht wenig Mühe ihn davon zu überreden und endlich gieng er es blos um unserer Sicherheit willen ein.

Der brave Barrick ward demnach von diesem Plane unterrichtet, und der Augenblick unserer Entweichung für den dritten Junius, Abends mit dem Glockenschlage Neune festgesetzt. Barrick sollte sich zwey Tage vorher im Gehölze verbergen, und wir wollten dann zu gleicher Zeit mit ihm am Fuße der Bastion, d. i. am Ufer des Flusses, bey der Pirogue seyn.

6.

Wer weiß indessen, ob dieses kühne Unternehmen je gelungen seyn würde, wenn

uns nicht der Zufall abermals über alle unsere Erwartung begünstiget hätte. Gerade am dritten Junius, gab nemlich der Capitain des Capers, dem Commandanten des Forts ein prächtiges Mittagsmahl, bey dem er auch mehrere hundert Bouteillen erbeuteten Bordeaux-Wein unter die Garnison u. s. w. vertheilen ließ.

In kurzem war die ganze Caserne in eine Weinschenke verwandelt, und aus allen Ecken des Forts schallte das Getümmel der betrunkenen Neger hervor. Wir selbst fiengen zum Scheine einen heftigen Streit mit einander an, und schimpften uns mit verbißnem Lachen um die Wette herum.

Aber mit welcher Freude, mit welchem

See-

Seelenvergnügen bemerkten wir nun in kurzem die Fortschritte der steigenden Trunkenheit bey der Besatzung! Es war ein junges Mädchen von Cayenne angekommen, die gewissermaßen die Wirthin machte und überall Wein in Strömen fließen ließ. Wie dankbar folgten ihr unsere Augen, wenn wir sie den schon berauschten Soldaten die großen Gläser immer wieder von neuem füllen sahen! Es schien, als ob sie unser Geheimniß errathen hätte, als ob sie unsere Flucht begünstigen wollte; sie war immer lächelnd, immer schäkernd, immer an zwanzig Stellen zugleich, und wußte dem nüchternsten einen Pocal nach dem andern aufzuschwatzen!

Auf diese Art konnte es denn nicht fehlen, gegen Abend mußte die ganze Garnison völlig betrunken seyn. Soldaten und Neger, alles lag zerstreut an der Erde und auf den Wällen herum, kein Posten ward abgelöst, keine Wache war im Stande Dienste zu thun. Der Commandant ward wie todt vom Schiffe getragen, die Zugbrücke vergessen, und im ganzen Fort war niemand wachend als wir.

Aber jetzt funfzig Minuten auf neun Uhr — — und der entscheidende Augenblick unserer Rettung war endlich gekommen. Unsere fünf Gefährten, Barthelemy, Dossonville, Larne, Willot und le Tellier gehen über die unbe-

wachte Zugbrücke, plötzlich werden wir dreye Pichegrü, Aubry und ich auf der kleinen benachbarten Schanze eine Wache gewahr.

Wir steigen hinauf und treffen den Menschen noch ziemlich nüchtern an; sogleich ist unser Entschluß gefaßt. Ich frage nach der Uhr, fasse ihn plötzlich bey der Gurgel, helfe den andern ihn zu entwaffnen, und so stoßen wir ihn in den Fluß hinab.

Jetzt vereinigen wir uns mit unsern Gefährten, holen noch Flinten und Munition aus der Wache, und fliegen dann an das Ufer zu der Pirogue hin.

Hier finden wir Barrick, den ehrlichen

Barrick, der den Tigern entgangen war, springen in's Fahrzeug, kappen das Tau, und treiben ungesehn und ungehört, mit dem reißenden Strome pfeilschnell der Rhede zu. Bald haben wir die Redoute auf der Landspitze, und die Wachtgorlette im Rücken, und befinden uns, über unsere eigene Errettung verwundert, in weniger als einer halben Stunde, als eben der Mond aufgieng, in offner See.

7.

Zwey Stunden mochten wir etwa längst der Küste fortgerudert seyn; als wir plötzlich drey Allarmschüsse, zwey vom Fort, und einen von der Landspitze vernahmen.

Da wir indessen bey einem solchen Vorsprunge nur noch den Posten von Iroconbo zu fürchten hatten, hielten wir unsere Gewehre schußfertig, und trieben langsam unter der Küste hin.

Um vier Uhr Morgens hörten wir abermals zwey Schüsse von Sinamary, und eine Minute darauf einen dritten, der beynahe vor unsern Ohren vorbey gieng. Wir merkten jetzt, daß wir uns vor Iroconbo befanden und ruderten daher mit doppeltem Eifer fort. Indessen blieben wir unter Begünstigung eines starken Nebels völlig unbemerkt, bis wir uns endlich um fünf Uhr Morgens, als die Sonne aufgieng, un-

ter dem Winde von Iroconbo und in völliger Sicherheit sahen.

Allein desto größer schienen nun die Gefahren unserer Schiffahrt zu seyn. Ohne Provisionen,*) ohne Charten, ohne Compaß, in einem Fahrzeuge, das von der kleinsten Welle über und über mit Wasser angefüllt, bey dem schwächsten Windstoße in die offene See geschleudert ward. — O noch jetzt kann ich nicht ohne Schaudern an unsern Zustand denken, noch jetzt scheint mir

*) Zwey Flaschen Rum ausgenommen, die der treue Letellier zum Glück noch zu sich gesteckt hatte.

unsere Errettung ein halbes Wunder zu seyn!

Vier lange schreckliche Tage hatten wir in diesem hülflosen Zustande, immer an der öden brennenden Küste hingetrieben; als wir endlich am fünften (achten Junius) Morgens um 8 Uhr das erste holländische Fort zu Gesicht bekamen. Schon dachten wir unbemerkt am Fuße desselben vorbeyzurudern; plötzlich wurden wir mit mehrern Kanonenkugeln begrüßt. Außer uns vor Schrecken suchten wir sogleich die offene See zu gewinnen, konnten aber dem Feuer nur mit der äußersten Anstrengung entgehn.

So hatten wir bis Nachmittags um

ein Uhr fortgerudert, als uns plötzlich ein heftiger Sturm überfiel, der uns jedoch zu unserm großen Glücke nach der Küste trieb. Eben glaubten wir die Pirogue auf den Strand zu setzen, in dem Augenblick ergriff uns eine Welle und schleuderte uns auf das morastige Ufer hin.

Ohne zu wissen, wo wir waren, kletterten wir vollends an der Küste hinan, suchten die Pirogue mit der äußersten Anstrengung in Sicherheit zu bringen, und sunken von Hitze und Arbeit entkräftet zwischen den benachbarten Gebüschen hin.

Schreckliche, schreckliche Nacht! wo das Brüllen der Tiger und das Toben des Meeres uns kein Auge schließen ließ! Wo

tausend herzzerreißende Empfindungen uns der Verzweiflung nahe brachten. — Nie, nie werde ich sie vergessen, diese schreckliche Todesnacht!

Am andern Morgen (9. Junius) gelang es uns endlich mit Pichegrü's Feuerzeuge einen kleinen Haufen Holz zum Brennen zu bringen, um unsere Kleider dabey zu trocknen. Wir suchten uns darauf eine Art von Hütte zu bauen, und brachten den übrigen Theil das Tages im äußersten Elende zu.

Am dritten Morgens (zehnten Junius) trat ich eben um sechs Uhr aus dem Gebüsche hervor um nach den Wellen und unserer Pirogue zu sehn. Plötzlich

werde ich in einer Entfernung von höchstens zweyhundert Schritten zwey Soldaten mit Säbeln und Flinten gewahr. Ich rufe, meine Gefährten erwachen und Barrick springt auf den beyden Leuten entgegen zu gehen.

Kaum werden sie ihn ansichtig, so legen sie ihre Flinten auf ihn an. Aber er wirft sich auf die Knie, er zeigt auf die Pirogue, er fleht um Erbarmen, er streckt seine Hände gen Himmel, und sie nähern sich ihm endlich mit Freundlichkeit. Jetzt kommen wir einer nach dem andern hinzu, umringen sie, und hören, daß es zwey Deutsche sind, die von Mon-

tekrick als Ordonanz nach dem obigen Fort gehen.

Was war zu thun? Wir beschlossen sogleich Barthelemy und la Rue in ihrer Begleitung an den Commandanten abzuschicken, ihm unsere Pässe vorzuzeigen, und um Unterstützung zu Fortsetzung unserer Reise zu bitten.

Sie giengen ab, und noch ehe sie zurückkamen, langte schon ein Trupp Arbeiter mit den nöthigen Bedürfnissen an. Die Pirogue ward ausgebessert und unsere Abgesandten kamen um sechs Uhr Abends äußerst vergnügt zurück.

Wir beschlossen uns nunmehr in zwey Partheyen zu theilen, wovon die eine zu

Lande, die andere in der Pirogue *) vollends nach Montekrick gehen sollte, und traten so am folgenden Morgen (11. Junius) unsere Reise von neuem an.

Sie war glücklicher als die vorhergehende; denn schon drey Stunden nachher liessen wir in der Mündung des kleinen Flusses ein, und fanden bereits unsere Gefährten in einer reinlichen und bequemen Hütte einquartirt, wo alles zu unserer Erquickung in Bereitschaft war.

O mit welchen Thränen der Freude und des Dankes hielten wir unser Mit-

*) Diese waren Pichegrü, Willot, Letellier, Barrick und ich.

tagsmahl! Wir lebten; wir waren unsern Henkern, den Gefahren des Meeres und des Mangels entronnen, wir befanden uns wieder unter Menschen, und wir hatten unsere Freyheit erlangt.

....

Von nun an nahm das Schicksal des Verfassers und seiner unglücklichen Gefährten die günstigste Wendung. Sie schrieben an den Gouverneur von Surinam, entdeckten ihm ihre geheime Geschichte, und wurden schon am vierzehnten Junius zu ihm abgeholt, Nach einem zweywöchentlichen Aufenthalte verschafte man ihnen Ge-

legenheit, theils nach Philadelphia, theils nach Berbice zu gehen, von wo aus sie dann durch englische Unterstützung wieder nach Europa und zwar nach London kamen. Die nachherige Revolution vom 18. Brumaire (9. November) wodurch der schändlichen Direktorialregierung ein Ende gemacht wurde, brachte sie sämmtlich in ihr Vaterland zurück.

XII.

M o n t a i g u.

Einer der sonderbarsten Reisenden war der im Jahre 1779 verstorbene Lord Eduard Worthley Montaigu, dessen Mutter durch ihre Verbindung mit Pope und noch mehr durch ihre schönen Briefe über die Türkey allgemein bekannt geworden ist. Nach der Erzählung so mancher schauderhaften Begebenheit, wird es eine

Aufheiterung für unsere Leser seyn, zum Schlusse dieses Büchleins einige Anekdoten von diesem komischen Reisesonderling aufgezeichnet zu finden.

Bekanntlich war Lord Montaigu seinen damals in London lebenden Ältern schon als ein vierzehnjähriger Knabe entsprungen, und hatte als Kajütenjunge auf einer Fregatte gedient.

Nachdem er hier erkannt und zu dem englischen Gesandten nach Lissabon gebracht worden war, fand er bald Gelegenheit wieder zu entwischen und Portugall als Mauleseltreiberknecht zu durchziehen.

Endlich entschloß er sich wieder nach England zurückzukehren und unter das Militair zu gehen. Er machte hierauf einige Campagnen mit, und zeichnete sich durch eine Menge Sonderbarkeiten, am meisten aber durch seine Verschwendung aus. Als nun sein Vater dadurch bewogen wurde, ihn mit Ausnahme einer unbedeutenden Rente*) zu enterben, entschloß er sich seinen Aufenthalt in der Levante zu wählen, wo er bey einer solchen Einnahme immer noch eine der reichsten Privatpersonen war.

Von nun an hielt er sich abwechselnd

*) Es waren fünfhundert Pfund Sterling.

bald zu Alexandrien, Rosetto, Constantinopel, Smyrna, Cypern u. s. w. auf, lebte völlig auf türkische Weise, legte sich ein Serail von hübschen Mädchen an, ließ nach Alterthümern graben, gab sich bey seinen großen Sprachkenntnissen mit Erklärungen von Inschriften ab, wodurch er sich eine Stelle in der Londner Societät der Wissenschaften erwarb, und wendete sich endlich nach unzählichen Wanderungen durch Syrien, Palästina u. s. w. nach Venedig, wo er für mehrere Jahre seinen Aufenthalt nahm.

Er hatte damals blos eine alte häßliche Magd nebst einem Negerknaben im Hause,

und zeichnete sich durch eine Menge Bizarrerien bis zum Lächerlichen aus.

Seine Lebensordnung war nemlich folgende: Er stand gewöhnlich noch vor Anbruch des Tages auf und fieng ihn wie ein ächter Mahomedaner, mit häufigen Abwaschungen und Gebeten an. Eine Stunde darauf weckte er seinen Negerknaben, das scheußlichste Geschöpf, das je aus Abyssinien gekommen ist, und hielt ihm eine lange Rede über die Vortreflichkeit der mahomedanischen Religion. Hierauf steckte er seine Pfeife an, trank Caffee, und gieng in seinen Zimmern auf und ab, bis es zehn Uhr oder Zeit zum Mittagsessen war.

Jetzt setzte sich Montaigu auf ein Polster, der Negerknabe stellte einen Tisch davor, nahm auf einem niedrigen Küssen daneben Platz, und wartete bis ihm sein Herr die Reste der Mahlzeit überließ. Das ganze Traktament pflegte indessen blos in einer magern Suppe, einem elenden Ragout, einem Schüsselchen Salat und einigen Sardellen zu bestehen, wozu er nichts als reines Wasser trank.

Blos Festtags, wo er immer einen türkischen Kaufmann zu Tische hatte, wurde eine Ausnahme gemacht, und eine Schöpsenkeule, ein welscher Hahn, oder eine Gans hinzugefügt.

Sein Zimmer verließ Montaigu äußerst selten, und brachte meistens den ganzen Nachmittag und Abend in Gesellschaft seines Negers mit Tabacksrauchen, Accommodiren seines Bartes, worauf er sehr viel hielt, und Caffeetrinken zu. Gieng er aber ja einmal aus, so ließ er sich am hellen lichten Tage durch zwey Gondoliers mit brennenden Fackeln vorleuchten, während der kleine häßliche Neger hinter ihm herlief und seinen Doliman sorgfältig in die Höhe hob.

Montaigu hatte auf diese Art einige Jahre in Venedig gelebt, als es ihm plötzlich einfiel wieder nach Rosetto zu gehen. Hier ließ er sich beschneiden und

heirathete eines Gastwirths Tochter aus Livorno, die er ebenfalls zur Annahme seines neu erwählten Glaubens zwang. Indessen ließ er sie schon nach einigen Jahren wieder sitzen, und kam abermals nach Venedig zurück. Hier lebte er äußerst eingezogen, so daß sich endlich das Gerücht von seinem Tode bis nach England zu verbreiten anfieng.

Schon hatten seine Verwandten Anstalt gemacht, sich davon zu vergewissern, um seine Rente einzuziehen; als es Montaigu erfuhr und äußerst aufgebracht darüber ward. Sogleich schrieb er an einige seiner alten Camaraden nach London, und

trug ihnen auf, ihm ein junges, schönes, aber wohl zu merken, schwangeres Mädchen zur Frau auszusuchen.

Würklich hatte sich bereits ein solches Frauenzimmer gefunden, und Montaigu war im Begriff von Venedig nach London zu gehen; als ihn ein hitziges Fieber überfiel, woran er nach wenig Tagen im neun und funfzigsten Jahre seines Alters starb.

Das ist der Lord Montaigu, dessen unbegränzter Hochmuth wahrscheinlich die Quelle aller seiner Bizarrerien war. Indessen muß man seinen Talenten und

Sprachkenntnissen,*) so wie seinem Muthe und seiner Festigkeit alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

---

*) Die morgenländischen Sprachen ungerechnet konnte er sich im Lateinischen, Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen und Deutschen mit gleicher Fertigkeit ausdrücken.

Ende des zweyten Bändchens.

Nachricht.

....

Das dritte und vierte Bändchen, womit diese Sammlung geschlossen werden soll, erscheint zur Ostermesse 1803.

Der Verleger.

